Originalveröffentlichung in: Kirchgässner, Bernhard (Hrsg.): Stadt und Archäologie (= Stadt in der Geschichte 26). Sigmaringen 2000, S. 9-44

Archäologie in der Stadt

Zum Dialog der Mittelalterarchäologie mit der südwestdeutschen Stadtgeschichtsforschung[1]

VON MATTHIAS UNTERMANN

Die Bedeutung archäologischer Forschung in den mittelalterlichen Städten ist seit langem unumstritten. Baden-Württemberg hat sich allerdings erst relativ spät, seit den 1980er Jahren, mit anderen Regionen in eine Reihe gestellt, in denen die intensive archäologische Erforschung der mittelalterlichen Stadt schon länger einen Schwerpunkt bildete[2]. 1980–1985 haben auch hier wichtige, von Öffentlichkeit und Fachwelt als sensationell empfundene Funde die Bedeutung stadtarchäologischer Grabungen für die Erforschung der Kultur des hohen und späten Mittelalters überdeutlich gezeigt[3] – das Bürgerspital von Heidelberg, der Fischmarkt in Konstanz, die Stadtburg in Marbach und nicht zuletzt die Latrine des Freiburger Augustinerklosters[4]. Wenig später wurde dann in der Archäologischen Denkmalpflege ei-

1 Der Text des Vortrags wurde für den Druck nur geringfügig überarbeitet sowie mit Quellen- und Literaturnachweisen versehen.

2 Günter P. FEHRING (Hg.), Stadtarchäologie in Deutschland und den Nachbarländern: Ergebnisse, Verluste, Konzeptionen, Bonn 1988 (= Lübecker Schriften z. Archäologie u. Kulturgesch. 14); Helmut JÄGER (Hg.), Stadtkernforschung, Köln/Wien 1987 (= Städteforschung A 27); Heiko STEUER (Hg.), Zur Lebensweise in der Stadt um 1200. Ergebnisse der Mittelalter-Archäologie, Köln 1986 (= Zeitschr. f. Archäologie d. Mittelalters, Beiheft 4); zur Forschungsgeschichte verschiedener Projekte vgl. jetzt auch: Manfred GLÄSER (Hg.), Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum I [1995]: Stand, Aufgaben und Perspektiven, Lübeck 1997.

3 Der Beginn öffentlicher und politischer Aufmerksamkeit wird faßbar im Einbeziehen stadtarchäologischer Ergebnisse in die Stuttgarter Ausstellung »Der Keltenfürst von Hochdorf, Methoden und Ergebnisse der Landesarchäologie«, 14. August bis 13. Oktober 1985, Abteilung »Die mittelalterliche Stadt – ein Forschungsfeld der Archäologie. Ausgrabungen erschließen Leben und Alltag im Mittelalter«, mit Beiträgen von Judith OEXLE und Peter SCHMIDT-THOMÉ zu Konstanz und Freiburg (Ausstellungskatalog: Stuttgart 1985, hier: S. 449–507 mit Abb. 687–773).

4 Hartmut SCHÄFER, in: Marbach am Neckar, 700 Jahre Stadtrechte 1282–1982. Ausstellungskatalog Marbach 1982, S. 5–25; Gerd BIEGEL (Hg.), Ausgrabungen auf dem Augustinerplatz; Die kleine Ausstellung 1, Freiburg 1983; Judith OEXLE, Scherben sind Geschichte. Alte und neue Funde zur Konstanzer Stadtarchäologie, Begleitheft zur Ausstellung, Konstanz 1984; Michael SCHMAEDECKE u. a., Mittelalterliche und neuzeitliche Glasfunde aus Breisach am Rhein. Ausstellungskatalog Freiburg 1985; Die Burg Bietigheim. Beiheft zur Ausstellung Bietigheim 1985, Bietigheim 1985 (= Blätter zur Stadtgeschichte 3). Vgl. außerdem: [Beate SCHMID], Zwei Städte zwei Geschichten. Archäologie in Biberach und Mengen. Ausstellung Biberach/Mengen 1990 (mit Führungsblatt), Dietrich LUTZ (Red.), Vor dem großen

ne Epoche der Stadtarchäologie[5] eingeläutet. »Unter dem Pflaster liegt Geschichte«, hieß eine programmatische Broschüre der Landesregierung von Baden-Württemberg[6].

Archäologische Ausgrabungen auf innerstädtischen Bauplätzen gehören heute zur Routine denkmalpflegerischer Arbeit. Funde aus solchen Grabungen haben große und kleine Ausstellungen geprägt und auch die Mittelalter-Abteilungen mancher Museen grundlegend verändert; sie waren nicht zuletzt ein Anlaß für die Gründung der Außenstelle des Archäologischen Landesmuseums in Konstanz[7].

Bei genauem Hinsehen ist allerdings der wissenschaftliche Stellenwert von Archäologie in der Stadt, fast 15 Jahre nach dem Beginn großangelegter Stadtgrabungen, außerhalb der Mittelalterarchäologie selbst noch schwer zu fassen. Gerade für die Historiker erscheint der unmittelbare Wissenszuwachs durch archäologische Grabungen in den Städten angesichts ihrer hohen Erwartungen noch vielfach marginal – deutlich wird dies meines Erachtens, wenn moderne Stadtgeschichtspublikationen auch in Städten mit aktiver Stadtarchäologie deren Ergebnisse nur in geringem Umfang einbeziehen[8]. Nur selten werden archäologische Quellen und Beweisführungen in historische Argumentationen integriert. Der von beiden Partnern seit langem gesuchte Dialog[9] kommt nicht so recht voran.

Brand. Archäologie zu Füßen des Heidelberger Schlosses. Ausstellungskatalog Heidelberg, Stuttgart 1992; Von Gizelingen zum Ulmer Tor. Spurensuche im mittelalterlichen Geislingen, Begleitheft zur Ausstellung, Geislingen 1993.

5 Der andernorts oft benutzte Begriff »Stadtkernarchäologie« hat zu wenig hilfreichen methodischen Diskussionen Anlaß gegeben und wurde von der baden-württembergischen Mittelalterarchäologie nicht aufgegriffen.

6 Unter dem Pflaster liegt Geschichte. Stadtarchäologie in Baden-Württemberg, Stuttgart 1989.

7 Dieter Planck (Hg.), Archäologie in Baden-Württemberg. Das Archäologische Landesmuseum, Außenstelle Konstanz, Stuttgart 1994.

8 Vgl. Antjekathrin Grassmann, Lübeckische Geschichte, Lübeck 1988; Helmut Maurer, Geschichte der Stadt Konstanz I: Konstanz im Mittelalter, 1, Konstanz 1989. Ausdrücklich einbezogen wurden archäologische Forschungen in Freiburg i. Br.: Heiko Haumann, Hans Schadek (Hg.), Geschichte der Stadt Freiburg, 1, Stuttgart 1996, darin: Matthias Untermann, Archäologische Befunde zur Frühgeschichte der Stadt, S. 88–119. Hervorzuheben ist auch: Geschichte des Kantons Zürich 1: Frühzeit bis Spätmittelalter, Zürich 1995.

9 Von seiten der Geschichtswissenschaft bleibt die Würdigung des archäologischen Beitrags oft merkwürdig unscharf und betrifft nur selten die Frage nach der »hochmittelalterlichen« Stadt: vgl. z. B. Herbert Lorenz, Die Archäologie. Der unbekanntere Weg ins Mittelalter, in: Ferdinand Seibt u. a. (Hg.), Vergessene Zeiten. Mittelalter im Ruhrgebiet, 2, Essen 1990, S. 270–273; Werner Rösener, Archäologie und Geschichtswissenschaft: Erwartungen der Mediävistik von der Archäologie des Mittelalters, in: Jürg Tauber (Hg.), Methoden und Perspektiven der Archäologie des Mittelalters. Kolloquium Liestal 1989, Liestal 1991 (= Archäologie u. Museum 20), S. 101–111; Heinz Stoob, Stadtgeschichte und Archäologie. Gedanken zur Standortbestimmung (Vortragsresumé), in: Fehring (wie Anm. 2), S. 15–16. Insgesamt wird die Debatte eher von der Archäologie getragen: Heiko Steuer, Der Beitrag der Archäologie zur Stadtgeschichtsforschung, in: Fritz Mayrhofer (Hg.), Stadtgeschichtsforschung. Aspekte, Tendenzen, Perspektiven [Kolloquium Linz 1990], Linz 1993 (= Beiträge z. Gesch. d. Städte

Dafür gibt es auf seiten der Archäologie verschiedene Gründe. Hochgesteckte historische und mittelalterarchäologische Fragestellungen zu Beginn solcher Ausgrabungen münden kaum jemals in rasch greifbare, neue Erkenntnisse. Betrachtet man die Anzahl abschließender, monographischer Publikationen zu archäologischen Stadtgrabungen in den letzten zehn Jahren, so sind diese in Baden-Württemberg, trotz höchster Grabungsintensität, fast an einer Hand abzuzählen[10] – dieses Faktum wird sich auch in den kommenden Jahren nicht grundlegend ändern. Hier wird nicht etwa mangelnder Fleiß der beteiligten Archäologen sichtbar, sondern es zeigen sich grundsätzliche Probleme der Materialfülle und -präsentation. Ebenso wie bei der Mehrzahl spätmittelalterlicher Urkunden und Akten können einzelne Fundstücke und Strukturen allein durch übergreifende Fragestellungen zum Sprechen gebracht werden.

Allzuoft müssen sich nicht nur Historiker, sondern gerade auch die Archäologen bei jedem Versuch eines Überblicks über stadtarchäologische Ergebnisse auf rasch veröffentlichte, aber vorerst unbewiesene Aussagen der Ausgräber stützen[11] – oder aber mit nur kleinräumig gültigen Daten argumentieren, die am eigenen Ort

Mitteleuropas 12), S. 173–196; Barbara SCHOLKMANN, Der Beitrag der Archäologie zur Erforschung der Stadt der Stauferzeit, in: Karl-Heinz RUESS (Red.), Die Stadt der Stauferzeit, Göppingen 1991 (= Schriften z. staufischen Gesch. u. Kunst 11, S. 79–105; DIES., Stadtarchäologie und Stadtgeschichtsforschung: Das Beispiel Sindelfingen, in: Joachim JAHN u. a. (Hg.), Oberdeutsche Städte im Vergleich. Mittelalter und Frühe Neuzeit, Sigmaringendorf 1989 (= Regio. Forschungen z. schwäb. Regionalgesch. 2), 55–73; Herbert JANKUHN, Möglichkeiten und Grenzen archäologischer Stadtkernforschung, in: Wolfgang PINKWART (Hg.), Genetische Ansätze in der Kulturlandschaftsforschung. Festschrift für Helmut Jäger, Würzburg 1983 (= Würzburger geogr. Arbeiten 60), S. 389–403; vgl. zum älteren Gang der Diskussion: Hektor AMMAN, Die Möglichkeiten des Spatens in der mittelalterlichen Städteforschung der Schweiz, in: Zeitschr. f. Schweizer Gesch. 23 (1943), S. 1–28; Rudolf LAUFNER, Jürgen SYDOW, Archäologische Methoden und Quellen zur Stadtkernforschung und ihr Verhältnis zu den historischen Quellen und Methoden. Protokoll der Tagung des Arbeitskreises für Stadtforschung, Hamburg 1959, in: Westfälische Forschungen 13 (1960), S. 181–194.

10 Michael SCHMAEDECKE, Der Breisacher Münsterberg, Stuttgart 1992 (= Forschungen u. Berichte d. Archäologie d. Mittelalters in Baden-Württ. 11); Maureen CARROLL-SPILLECKE, Die Untersuchungen im Hof der Neuen Universität in Heidelberg, Stuttgart 1993 (= Materialhefte z. Archäologie in Baden-Württ. 20); Matthias UNTERMANN u. a., Die Grabungen auf dem ›Harmonie‹-Gelände in Freiburg im Breisgau, Stuttgart 1995 (= Forschungen u. Berichte d. Archäologie d. Mittelalters in Baden-Württ. 19); Andrea BRÄUNING, Um Ulm herum, Stuttgart 1998 (= Forschungen u. Berichte d. Archäologie d. Mittelalters in Baden-Württ. 23). Hinzu kommen einige umfangreiche Fundvorlagen: Christiane SCHNACK, Mittelalterliche Lederfunde aus Konstanz, Stuttgart 1994 (= Materialhefte z. Archäologie in Baden-Württ. 26); Matthias UNTERMANN (Hg.), Die Latrine des Augustinereremiten-Klosters in Freiburg im Breisgau, Stuttgart 1995 (Materialhefte z. Archäologie in Baden-Württ. 31); Ulrich MÜLLER, Holzfunde aus Freiburg/Augustinereremitenkloster und Konstanz, Stuttgart 1996 (= Forschungen u. Berichte d. Archäologie d. Mittelalters in Baden-Württ. 21).

11 Für Baden-Württemberg sind dies vornehmlich die jährlich erscheinenden Vorberichte in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württ. 1981 ff., Stuttgart 1982 ff.; für Bayern die Vorberichte in: Das archäologische Jahr in Bayern 1980 ff., Stuttgart 1981 ff. – Für Rheinland-Pfalz und andere Regionen ist ein Überblick deutlich schwieriger zu gewinnen.

und im eigenen Team erarbeitet wurden[12]. Beide Einschränkungen gelten in besonderem Maße für den 1992 anläßlich einer Ausstellung mit großem Aufwand erarbeiteten Sammelband »Stadtluft, Bettelmönch und Hirsebrei. Die Stadt um 1300«[13], der bis auf weiteres das Referenzwerk zur südwestdeutschen Stadtarchäologie darstellen wird.

Gründungszeit und Stadtmauerverlauf – die einzigen gemeinsamen Fragestellungen?

Archäologische Forschung in Arealen mittelalterlicher Städte sieht sich, wie fast jeder Bereich der Mittelalterarchäologie, in einem vielschichtigen Umfeld. Das wichtigste Merkmal ist ihre enge Anbindung an Fragestellungen der historischen Stadtforschung. Dort haben sich Interessen und Themen in den letzten Jahrzehnten bekanntlich gewandelt[14]: Im Rückblick oft schlicht erscheinende topographische Fragen nach dem Alter und den Entwicklungsringen der Stadt, nach Lage und Bauform der Stadtmauern sind Themen der Wirtschafts- und Sozialgeschichte gewichen; Fragen nach der quellenarmen Frühzeit treten heute vor der Auswertung der in großer Zahl vorhandenen spätmittelalterlichen und neuzeitlichen Archivmaterialien zurück. Es ist kein Zufall, daß die Stadtarchäologie, die auf Grundlage materieller Überreste »Leben und Alltag im Mittelalter« erschließen kann, gerade zu einem Zeitpunkt aufblühte[15], als auch in der deutschen Geschichtswissenschaft die »Alltagsforschung« Einzug hielt.

12 Dies gilt auch für meine eigenen Beiträge zu Freiburg (vgl. Anm. 8–10).

13 Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch. Die Stadt um 1300, Stuttgart 1992.

14 Hier soll der Hinweis auf die Kolloquien und die Reihenpublikationen des Münsteraner Instituts für vergleichende Städtegeschichte (Städteforschung, A 1 ff., Köln/Wien 1976 ff.) sowie des Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung (Stadt in der Geschichte 1 ff., Sigmaringen 1977 ff.) genügen.

15 Vgl. Karl-Heinz Ruess (Red.), Alltag in der Stauferzeit. Vorträge der 9. Göppinger Staufertage, Göppingen 1984 (= Schriften z. staufischen Gesch. u. Kunst 10); Die Erforschung von Alltag und Sachkultur des Mittelalters, Wien 1984 (= Veröff. d. Inst. f. mittelalterl. Realienforschung Österreichs 6). Das Thema »Alltag« wurde besonders in Ausstellungen betont: Rosemarie Pohl-Weber (Hg.), Aus dem Alltag der mittelalterlichen Stadt. Handbuch zur Sonderausstellung, Bremen 1982 (= Hefte d. Focke-Museums 62); Alltag zur Sempacherzeit: Innerschweizer Lebensformen und Sachkultur im Spätmittelalter, Luzern 1986; Vivre en Moyen Age. 30 ans d'archéologie médiévale en Alsace, Straßburg 1990 (deutsche Ausgabe u. d. T. Leben im Mittelalter, Speyer 1992); Walter Melzer, Alltagsleben in einer westfälischen Hansestadt, Soest 1995 (= Soester Beiträge z. Archäologie 1). – Der unkritisch-illustrative Einsatz von mittelalterarchäologischen Fundobjekten, der für die »Dynastie-« und »Hofkultur-Ausstellungen« so charakteristisch ist, wurde allerdings auch von »sozialgeschichtlich« orientierten Ausstellungen kaum überwunden: Cord Meckseper (Hg.), Stadt im Wandel, 4 Bde., Stuttgart-Bad Cannstatt 1985; Ferdinand Seibt u. a. (Hg.), Vergessene Zeiten. Mittelalter im Ruhrgebiet, 2 Bde., Essen 1990. Auch die »Sachkulturforschung« des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs nimmt die archäologisch ergrabenen Realien nur am Rande zur Kenntnis; vgl. aus dessen Publikationsreihe den Band 2: Das Leben in der Stadt des Spätmittelalters, Wien 1977 (= Österr. Akad. d. Wiss., phil.-hist. Kl., Sitzungsberichte 325).

Wie in Norddeutschland schon lange, ist auch die südwestdeutsche Archäologie vielfach eingedrungen in Themen der »klassischen« Stadtgeschichte mit ihren festgefügt erscheinenden historischen Methoden und Vorstellungen und ihren althergebrachten Kontroversen zu Stadtgenese und Stadtentwicklung – deren topographische Überlegungen bekanntlich auf Schriftquellen sowie auf Ausdeutungen der sichtbaren Stadtgestalt beruhen[16]. Ein großer Teil des Dialogs zwischen Geschichtswissenschaft und Archäologie wird, realistisch gesehen, noch immer nicht über aktuelle Themen der Wirtschafts- und Sozialgeschichte geführt[17], sondern betrifft weiterhin topographische und chronologische Fragen[18]. Ein Grund für dieses konventionelle Verhalten liegt vielleicht darin, daß beide Parteien, aber auch die Öffentlichkeit von solchen Fragen fasziniert sind; darüber hinaus leuchtet die Beweiskraft materieller Überreste in quellenarmen Frühzeiten besonders ein – und Teile von Stadtbefestigungen sind archäologisch meist ohne größeren finanziellen und wissenschaftlichen Aufwand zu präsentieren. An vielen Orten hat die Archäologie topographische Thesen der älteren Stadtgeschichtsforschung widerlegen können oder aber nachdrücklich bestätigt.

Das Beispiel von Freiburg kann das Wechselspiel beider Disziplinen eindrucksvoll deutlich machen[19]. Die Forschungsgeschichte war hier über lange Zeit hinweg »archäologiefrei«. Man hat Freiburg bekanntlich aufgrund der Marktrechtsurkunde von 1120 zum Musterfall einer Gründung aus »wilder Wurzel« stilisiert; Otto Feger sprach sogar vom »Paukenschlag« in der Entwicklung des Städ-

16 Davon geprägt sind bis heute die »Städteatlanten«, leider auch in Städten mit »aktiver Stadtarchäologie«: vgl. z. B. Heinz STOOB (Hg.), Lübeck, Altenbeken 1984 (= Dt. Städteatlas III 6); Joseph MILZ, Duisburg, Köln ²1985 (= Rhein. Städteatlas IV 21).

17 Hier stehen die Forschungsansätze meist noch unverbunden nebeneinander; zu Konstanz vgl. z. B. Paul BAUR, Testamente und Bürgerschaft. Alltagsleben und Sachkultur im spätmittelalterlichen Konstanz, Sigmaringen 1989 (= Konstanzer Gesch.- u. Rechtsquellen 31). Auch in Lübeck, wo die Zusammenarbeit von Historikern, Archäologen und Bauhistorikern sehr eng war, fällt die Zusammenführung der Forschungsergebnisse schwer: Alfred FALK, Rolf HAMMEL, Archäologische und schriftliche Quellen zur spätmittelalterlich-neuzeitlichen Geschichte der Hansestadt Lübeck. Materialien und Methoden einer archäologisch-historischen Auswertung, Bonn 1987 (= Lübecker Schriften z. Archäologie und Kulturgesch. 10); Häuser und Höfe in Lübeck, 1, Lübeck 1993; kritischer Rückblick: Alfred FALK, Sachkultur, Archäologie und schriftliche Überlieferung, in: Mamoun FANSA (Hg.), Realienforschung und Historische Quellen, Oldenburg 1996 (= Archäologische Mitt. aus Nordwestdt., Beiheft 15), S. 115–126.

18 Judith OEXLE, Helmut MAURER, Der Salmannsweiler Hof und das hospitium des Abtes Frowin, in: Schriften d. Vereins f. Gesch. d. Bodensees u. seiner Umgebung 105 (1987), S. 1–17; Hans SCHADEK, Thomas ZOTZ (Hg.), Freiburg 1091–1120. Neue Forschungen zu den Anfängen der Stadt, Sigmaringen 1995 (= Archäologie u. Gesch. Freiburger Forschungen z. ersten Jahrtausend in Südwestdt. 7). Auch hier fehlt oft noch viel, um die Forschungsergebnisse zusammenzuführen: Frank MEIER, Konstanzer Stadterweiterungen im Mittelalter, Konstanz 1990 (= Konstanzer Dissertationen 277); Helmut MAURER, Konstanz: Die Mauern einer Bischofsstadt im Hochmittelalter, in: Stadt- und Landmauern, 1: Beiträge zum Stand der Forschung, Zürich 1995 (= Veröff. d. Inst. f. Denkmalpflege an der ETH Zürich 15.1), S. 23–29.

19 Zum aktuellen Freiburger Forschungsstand vgl. jeweils HAUMANN/SCHADEK (wie Anm. 8).

tewesens[20]. Die Architekturhistoriker Ernst Hamm und Karl Gruber haben solche Vorstellungen im Grundriß einer »durchgeplanten Stadt« fixieren wollen, den sie weithin unkritisch mit dem heutigen Stadtgrundriß gleichsetzten[21]. Grubers Darstellung (Abb. 1) zeigt gleich große Häuser »gleicher und freier Bürger«: So wie in diesem Bild die sozialen und rechtlichen Unterschiede innerhalb der Bewohnerschaft geleugnet wurden, so blieb die Burg, der Sitz des Stadtherrn, bewußt außerhalb des Blickfelds. Kritik an der Gründungstheorie setzte von allen Seiten ein: Ferdinand Güterbock, Bernhard Schelb und Werner Noack wiesen auf die mögliche Existenz von älteren Siedlungskernen im Freiburger Stadtgebiet hin und erhoben damit Bedenken gegen die angenommene Stadtgründung »auf der grünen Wiese«[22]. Bernhard Diestelkamp hat dann den Stillstand der historischen Forschung mit einem grundlegenden Zweifel an den Vorgängen der Freiburger Marktgründung und Stadtentstehung überwunden[23]. Erst seit den Publikationen von Hagen Keller ist allgemein akzeptiert, daß gerade schriftliche Quellen erkennen lassen (darunter die rekonstruierte Marktrechtsurkunde selbst), daß in Freiburg bereits vor 1120 *burgenses* ansässig waren und daß der Markt an einer älteren Siedlung gegründet wurde[24].

Die archäologische Disziplin hat sich an diesen Kontroversen zunächst nicht beteiligt. Im Rückblick lassen sich leicht Fragen formulieren, zu denen Archäologen Wichtiges hätten beitragen können: Wie alt sind die ältesten Siedlungsreste in

20 Georg von Below, Die Stadtgründungen im Mittelalter mit besonderem Hinblick auf Freiburg, Freiburg 1922; Otto Feger, Das älteste Freiburger Stadtrecht im Rahmen der südwestdeutschen Stadtentwicklung, in: Schau-ins-Land 81 (1963), S. 18–31, hier: S. 20.

21 Ernst Hamm, Entstehung und Entwicklung des Altstadtgrundrisses von Freiburg im Breisgau, Diss. TH Karlsruhe 1920; Ders., Die Städtegründungen der Herzöge von Zähringen in Südwestdeutschland, Freiburg 1932 (= Veröff. d. Alemannischen Inst. 1), S. 25–93, Abb. 3; Karl Gruber, Die Gestalt der deutschen Stadt, München 1952 (2. Aufl. 1976), S. 57–61 mit Abb. 43–61; vgl. bereits Ders., Bilder zur Entwicklungsgeschichte einer deutschen Stadt, Diss. Karlsruhe/München 1914.

22 Ferdinand Güterbock, Zur Entstehung Freiburgs im Breisgau. In: Zeitschr. für Schweizer Gesch. 22 (1942), S. 185–219, hier: S. 195 ff.; Bernhard Schelb, Zwei Siedlungen des Frühmittelalters auf dem Boden der Stadt Freiburg, in: Schau-ins-Land 68 (1949), S. 3–22; Werner Noack, Fragen des Kunsthistorikers an den Historiker im Zusammenhang mit der Vorgeschichte der Freiburger Stadtgründung, in: ebd. 73 (1955), S. 3–17. Später dazu: Wolfgang Stülpnagel, Der Boden Freiburgs vor und nach der Gründung der Stadt, in: ebd. 86 (1965), S. 70–86; Berent Schwineköper, Topographische Grundlagen zur Freiburger Stadtgründung, in: Wolfgang Müller (Hg.), Freiburg im Mittelalter, Bühl 1970 (= Veröff. d. Alemannischen Inst. 29), S. 7–23.

23 Bernhard Diestelkamp, Gibt es eine Freiburger Gründungsurkunde aus dem Jahre 1120?, Berlin 1973; dazu Hans Schadek, Neuere Beiträge zum ältesten Freiburger Stadtrecht, in: ZGO 127 (1979), S. 391–396; Marita Blattmann, Die Freiburger Stadtrechte zur Zeit der Zähringer, Würzburg 1991 (= Veröff. aus d. Archiv d. Stadt Freiburg i. Br. 27).

24 Hagen Keller, Über den Charakter Freiburgs in der Frühzeit der Stadt, in: Helmut Maurer, Hans Patze (Hg.), Festschrift für Berent Schwineköper zu seinem 70. Geburtstag, Sigmaringen 1982, S. 249–282; Ders., Die Zähringer und die Entwicklung Freiburgs zur Stadt, in: Karl Schmid (Hg.), Die Zähringer. Eine Tradition und ihre Erforschung, Sigmaringen 1986 (= Veröff. z. Zähringer-Ausstellung 1), S. 17–29.

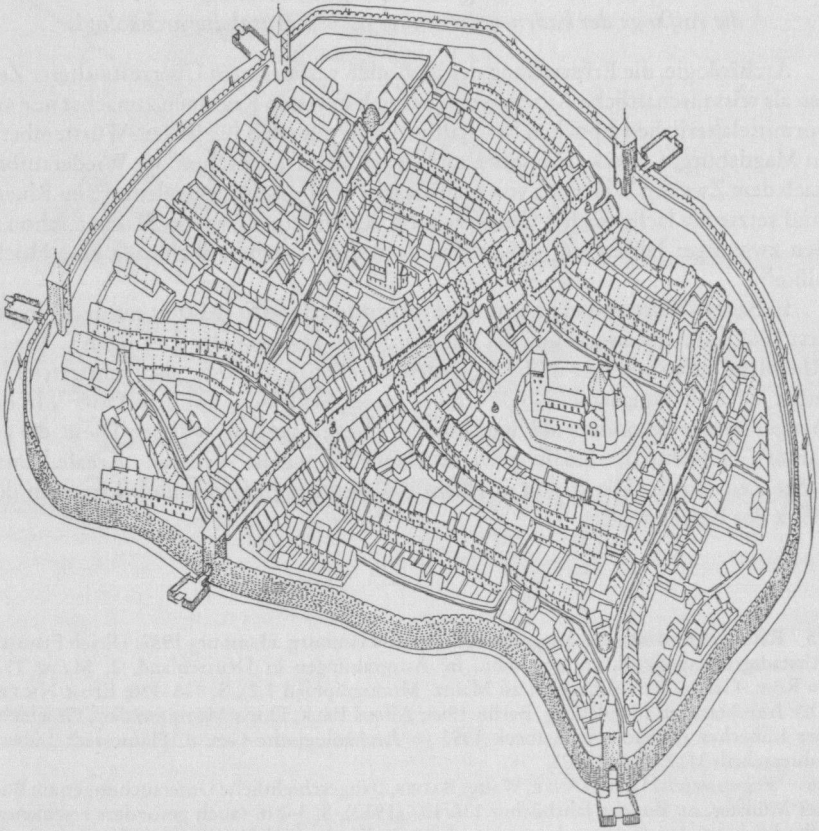

Abb. 1: Idealisierende Darstellung der Stadt Freiburg »um 1200« von Karl Gruber, 1952.

der Freiburger Altstadt? Wo genau liegen die in der Wildbannurkunde von 1008 genannten Orte Wiehre und Adelhausen? Wann wurde die Freiburger Stadtmauer gebaut? Entstammen die Straßen tatsächlich der »Erstanlage« der Siedlung oder wurden die bekannten Baufluchten erst später fixiert? Es gibt zahlreiche Gründe, warum diesen Fragen nicht nachgegangen wurde.

Kirche und Burg, Herrensitz und Siedlung – die Anfänge der baden-württembergischen Mittelalterarchäologie

Archäologie, die Erforschung der im Boden verborgenen Überreste älterer Zeiten als wissenschaftliche Arbeitsweise hat sich in vielen Regionen zunächst nur mit vormittelalterlichen Epochen beschäftigt – dies gilt auch für Baden-Württemberg. In Magdeburg, Lübeck, Hamburg und Frankfurt wurde schon der Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg von archäologischer Forschung begleitet[25]; im Rheinland setzte die fachgerechte Untersuchung des Untergrunds von Kirchen schon in den zwanziger Jahren ein und erlebte nach dem Zweiten Weltkrieg eine Hochblüte[26].

In Baden-Württemberg begann die institutionalisierte »Mittelalterarchäologie« erst 1960 mit der Ausgrabung der Stadtkirche St. Dionysius in Esslingen[27]. Wie im Rheinland galt auch hier in der Folgezeit Kirchenarchäologie als wichtigstes Element jeder Siedlungsarchäologie – sei es in der Stadt oder auf dem Dorf[28]. In der Baugeschichte besonders der Stadtkirchen spiegelt sich, nach dieser These, die gesamte Geschichte der Siedlung wie in einem Brennglas; »profane« Areale kamen lange Zeit nur in Gestalt von dörflichen Wüstungen, Pfalzen und Burgen in den Blick der Forschung[29].

25 Reinhard SCHINDLER, Ausgrabungen in Alt-Hamburg, Hamburg 1957; Ulrich FISCHER, Altstadtgrabung Frankfurt am Main, in: Ausgrabungen in Deutschland, 2, Mainz 1975 (= Röm.-Germ. Zentralmuseum zu Mainz. Monographien 1,2), S. 426–436; Ernst NICKEL, Der Alte Markt in Magdeburg, Berlin 1964; Alfred FALK, Doris MÜHRENBERG, Geschichte der Lübecker Archäologie, Lübeck 1997 (= Archäologische Ges. d. Hansestadt Lübeck, Jahresschrift 1/1996), S. 16–21.

26 Wegweisend: Hans LEHNER, Walter BADER, Baugeschichtliche Untersuchungen am Bonner Münster, in: Bonner Jahrbücher 136/137 (1932), S. 3–216 (auch gesondert erschienen), Überblick zu den Untersuchungen nach 1945: Kirche und Burg in der Archäologie des Rheinlandes, Düsseldorf 1962 (= Kunst u. Altertum am Rhein 8).

27 Günter P. FEHRING, Die Ausgrabungen in der Stadtkirche St. Dionysius zu Esslingen a. N., in: Zeitschr. d. Dt. Vereins f. Kunstwiss. 19 (1965), S. 1–34. Abschlußpublikation: Die Stadtkirche St. Dionysius in Esslingen, 3 Bde., Stuttgart 1995 (= Forschungen u. Berichte z. Archäologie d. Mittelalters in Baden-Württ. 13).

28 Günter P. FEHRING, Arbeiten der Archäologie des Mittelalters in Südwestdeutschland. Rückblick und Ausblick, in: Nachrichtenbl. d. Denkmalpflege in Baden-Württ. 13 (1970), S. 66–69; DERS., Kirche und Burg, Herrensitz und Siedlung. In: ZGO 120 (1972), S. 1–50. Dietrich LUTZ, Die Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg, Entwicklung und Aufgaben. Mit einer Bibliographie 1945–1975, in: Forschungen u. Berichte d. Archäologie d. Mittelalters in Baden-Württ. 4, Stuttgart 1977, S. 247–307; DERS., Bibliographie zur Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 1945–1980, in: Zeitschr. f. Archäologie d. Mittelalters 9 (1981), S. 145–200; Hartmut SCHÄFER, Mittelalterarchäologie in Sakralbauten, in: Dieter PLANCK (Hg.), Archäologie in Württemberg, Stuttgart 1988, S. 413–428.

29 An größeren stadtarchäologischen Projekten ist lediglich die Flächengrabung im »Wurmbergquartier« von Sindelfingen (1968–1973) zu nennen: Barbara SCHOLKMANN, Sindelfingen/Obere Vorstadt, eine Siedlung des hohen und späten Mittelalters, Stuttgart 1978 (= Forschungen u. Berichte d. Archäologie d. Mittelalters in Baden-Württ. 3).

Abb. 2: Idealisierender Hofstättenplan der Stadt Freiburg von Werner Noack, 1939.

In Esslingen wurde die zuvor nur aus Schriftquellen bekannte Frühgeschichte durch die Grabungsergebnisse eindrucksvoll bestätigt: Am Beginn steht die Eigenkirche des alamannischen Herrenhofs. Nach der Übergabe dieser Kirche an Fulrad von Saint-Denis ist der Bau eines kleinen Klosters, einer »cella«, zu erschließen; in der Kirche fanden nun zahlreiche Männer und Knaben ihr Grab – vermutlich Mönche. Die zweite Kirche, in der charakteristischen Baugestalt karolingischer Klosterkirchen, erhielt eine Krypta für die Reliquien des heiligen Vitalis. Der Umwandlung in ein Stift mit Pfarrechten, mit mehreren Bauphasen des 10. bis 12. Jahrhunderts, folgt dann im frühen 13. Jahrhundert der Neubau einer Stadtpfarrkirche – zur gleichen Zeit, als Esslingen auch in der schriftlichen Überlieferung als Stadt im hochmittelalterlichen Sinn faßbar wird.

Esslingen ist bezeichnend für die archäologische und historische Forschungssituation: Trotz intensiver Grabungen in vielen Teilen der Stadt[30] und andauernder historischer Studien sind wesentliche Fragen der Frühgeschichte noch nicht geklärt: Wo befand sich die Siedlung, die zu der frühen Kirche gehörte? Welchen Umfang und welche Gestalt hatte der karolingische Klosterort, in dem immerhin Münzen geprägt wurden? Was passierte in der »dunklen Zeit« zwischen dem späten 9. und dem mittleren 12. Jahrhundert in Esslingen? Sogar für die intensiv diskutierte Frage, wo sich die Pfalz der staufischen Könige in Esslingen befand, sind Antworten nur als Hypothesen möglich[31].

In Freiburg hat erstmals Wolfgang Erdmann 1970 Bauarbeiten im Münster zum Anlaß genommen, die archäologischen Befunde zum Vorgängerbau zusammenzutragen[32]. Für die Stadtgeschichte blieben seine Folgerungen mager: Die ohne fachgerechte Freilegung dokumentierten Mauern erlauben nämlich keine gesicherte Aussage dazu, in welcher genauen zeitlichen Relation der erste Kirchenbau zur Marktgründung von 1120 stand; geklärt ist lediglich, daß das Areal vor dem Bau der romanischen Kirche nicht genutzt war.

Kirchenarchäologie, so muß festgehalten werden, kann zwar Fragen nach dem Alter, vielleicht auch nach dem Rang und nach der Kontinuität einer Siedlung beantworten[33] – die Klärung der Profantopographie bedarf jedoch einer ganz anderen Intensität archäologischer Forschung. Hier in Freiburg hat kürzlich Ralf Burgmaier die langjährigen archäologischen Beobachtungen zur sich wandelnden Gestalt und Nutzung des Münsterplatzes ausgewertet[34].

Die »Stadtsanierungsprogramme« der achtziger und neunziger Jahre haben die archäologische Denkmalpflege vor eine neue Situation gestellt: Großangelegte Neubauten, meist mit ausgedehnten Tiefgaragen versehen, wurden in die Zentren gesetzt, um die Städte wieder zu beleben. Damit verbunden war ein Verlust an historischer Substanz, nicht nur an Bauten, sondern gerade auch an den im Boden erhaltenen Überresten der alten Städte. In Baden-Württemberg wurde dies zur Geburtsstunde der »Stadtarchäologie« – der Beginn der schon erwähnten archäologischen Großprojekte in Heidelberg, Ulm und Konstanz, aber auch weniger spektakulärer Untersuchungen in vielen anderen Städten des Landes, nicht zuletzt in Freiburg.

30 Überblick: Hartmut SCHÄFER, Zur Entwicklung Esslingens im 13. Jahrhundert, in: Rüdiger BECKSMANN (Hg.), Von der Ordnung der Welt. Mittelalterliche Glasmalereien aus Esslinger Kirchen, Esslingen 1997, S. 25–32.

31 Helmut MAURER, Esslingen, in: Thomas ZOTZ (Hg.), Die deutschen Königspfalzen, 3: Baden-Württemberg, Lfg. 1–2, Göttingen 1988/93, S. 95–118; Walter BERNHARDT, Die Pfalz in Esslingen, in: Staufische Pfalzen, Göppingen 1994 (= Schriften z. staufischen Gesch. u. Kunst 14), S. 25–47.

32 Wolfgang ERDMANN, Die Rettungsgrabungen 1969 im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg, in: Nachrichtenbl. d. Denkmalpflege in Baden-Württ. 13 (1970), S. 1–24.

33 Vorbildlich jetzt: Carola JÄGGI, Hans-Rudolf MEIER, Renata WINDLER, Martin ILLI, Die Stadtkirche St. Laurentius in Winterthur, Zürich/Egg 1993 (= Zürcher Denkmalpflege. Archäologische Monographien 14).

34 Ralf BURGMAIER, Der Freiburger Münsterplatz im Mittelalter – ein archäologisches Mosaik, in: [Freiburger] Münsterblatt 3 (1996), S. 5–21.

Die Entdeckung der zähringerzeitlichen Stadt Freiburg

Vor kaum mehr als fünfzehn Jahren (1981) hatte die Entdeckung eines Kellers aus dem Jahr 1173 durch Peter Schmidt-Thomé und Leo Schmidt erstmals gezeigt, daß in Freiburg noch unerkannte, materielle Überreste der Zähringerzeit existieren[35] – eine Beobachtung, die in den nicht von Krieg und Wiederaufbau zerstörten Teilen der Altstadt inzwischen vielfache Bestätigung fand[36]. Im Jahr 1988 begannen dann großflächige Grabungen in der Altstadt[37], seit 1992 gibt es, entsprechend dem Rückgang der Baukonjunktur, nur noch kleine Untersuchungen. Anlaß für die Grabungen war nicht primär der Wunsch, archäologische Antworten auf alte Fragen der Stadtgeschichtsforschung zu suchen, sondern zunächst nur die denkmalpflegerische Notwendigkeit, auf große Bauprojekte zu reagieren: Archäologische Kulturdenkmäler hoher, wenn auch nicht im Detail benennbarer Qualität und Wertigkeit mußten vor ihrer absehbaren und endgültigen Zerstörung dokumentiert werden. Der Denkmalwert dieser Areale bestätigte sich gerade darin, daß die Ausgrabungen wichtige neue Einblicke zu vielen vergangenen Lebensbereichen und in viele Epochen der Stadtgeschichte eröffneten.

Bedeutsam für die alten Fragen nach der Freiburger Frühzeit erwiesen sich Grabungsergebnisse auf dem Grundstück des traditionsreichen Harmonie-Kinos am Südrand der Altstadt. Die 1990 durchgeführten Grabungen sind bereits abschließend ausgewertet und ausführlich publiziert (Abb. 4–5)[38]. Das untersuchte Baugrundstück war, so kann man sagen, ein unbeschriebenes Blatt der Stadtgeschichte, eine anonyme Parzelle. Lediglich in der badischen Revolution von 1848 spielte dort das Versammlungslokal der progressiven Bürgerlichen Lesegesellschaft eine Rolle – was nach deren Auflösung 1852 zur Neugründung unter dem programmatischen Namen »Harmonie« führte.

Das Areal befand sich weder im Blickfeld der jüngeren Stadtgeschichtsforschung, noch war es von den Zähringerstadt-Forschern Hamm, Gruber und Noack beachtet worden: Auf ihren »Hofstätten-Plänen« erkennt man dort sogar einen »weißen Fleck« (Abb. 1–2)[39]. Bekannt war lediglich, daß am Südrand der Parzelle die Stadtmauer der Altstadt verläuft und dort heute noch die Stützmauer zur tiefer gelegenen, ehemaligen Schneckenvorstadt bildet. Die Grabungsbefunde erwiesen sich deshalb als ganz überraschend: Zutage traten Baustrukturen aus der

35 Leo SCHMIDT, Peter SCHMIDT-THOMÉ, Ein Keller aus der Frühzeit der Stadt Freiburg, in: Denkmalpflege in Baden-Württ. 10 (1981), S. 43–46; Leo SCHMIDT, Kellerkartierung und Hausforschung in Freiburg i. Br., in: Denkmalpflege in Baden-Württ. 14 (1985), S. 112–122.
36 Zahlreiche Bauten wurden dokumentiert von Immo Beyer vom Städtischen Hochbauamt Freiburg.
37 Vorberichte: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1988, Stuttgart 1989, S. 296–298; ebd. 1989, Stuttgart 1990, S. 299–303; ebd. 1990, Stuttgart 1991, S. 243–246; ebd. 1991, Stuttgart 1992, S. 279–283.
38 UNTERMANN, Harmonie (wie Anm. 10).
39 GRUBER, Gestalt (wie Anm. 21), S. 60, Abb. 44; Werner NOACK, Kunstgeschichtliche Probleme der mittelalterlichen Stadtplanung, in: Oberrheinische Kunst 8 (1939), S. 5–18, hier: Abb. 3.

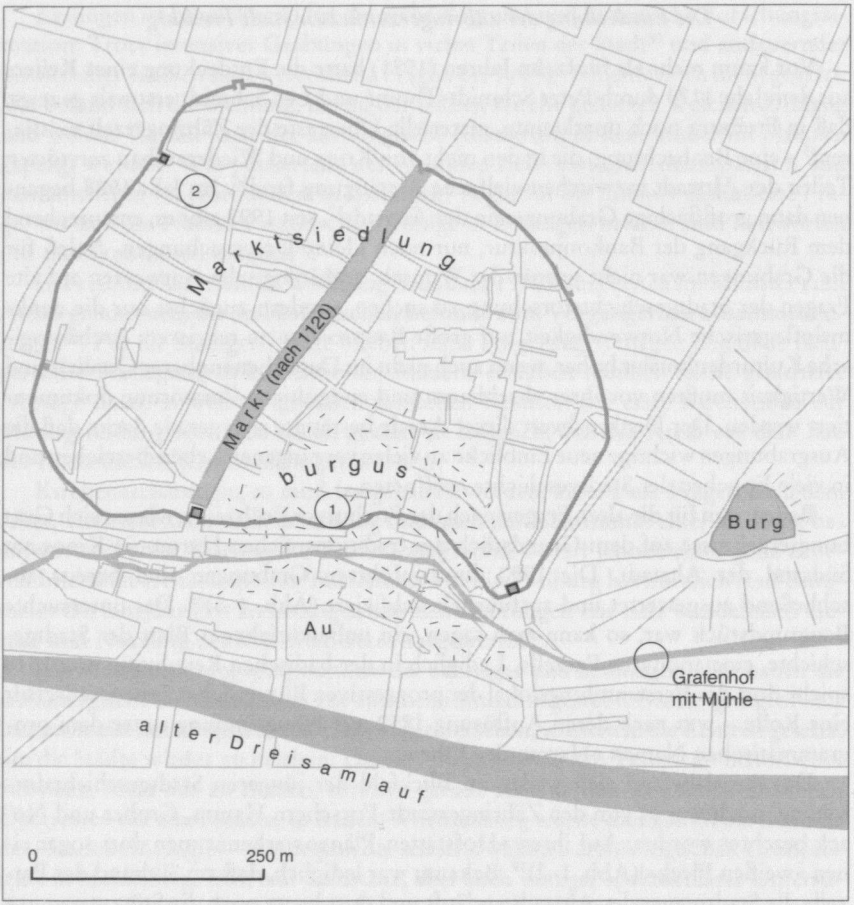

Abb. 3: Freiburg, Plan der Altstadt mit Rekonstruktion des *burgus* und der ältesten Stadtmauer; 1: Grabungsgelände Harmonie (Grünwälderstraße 16–18), 2: Grabungsgelände Gauchstraße/Unterlinden.

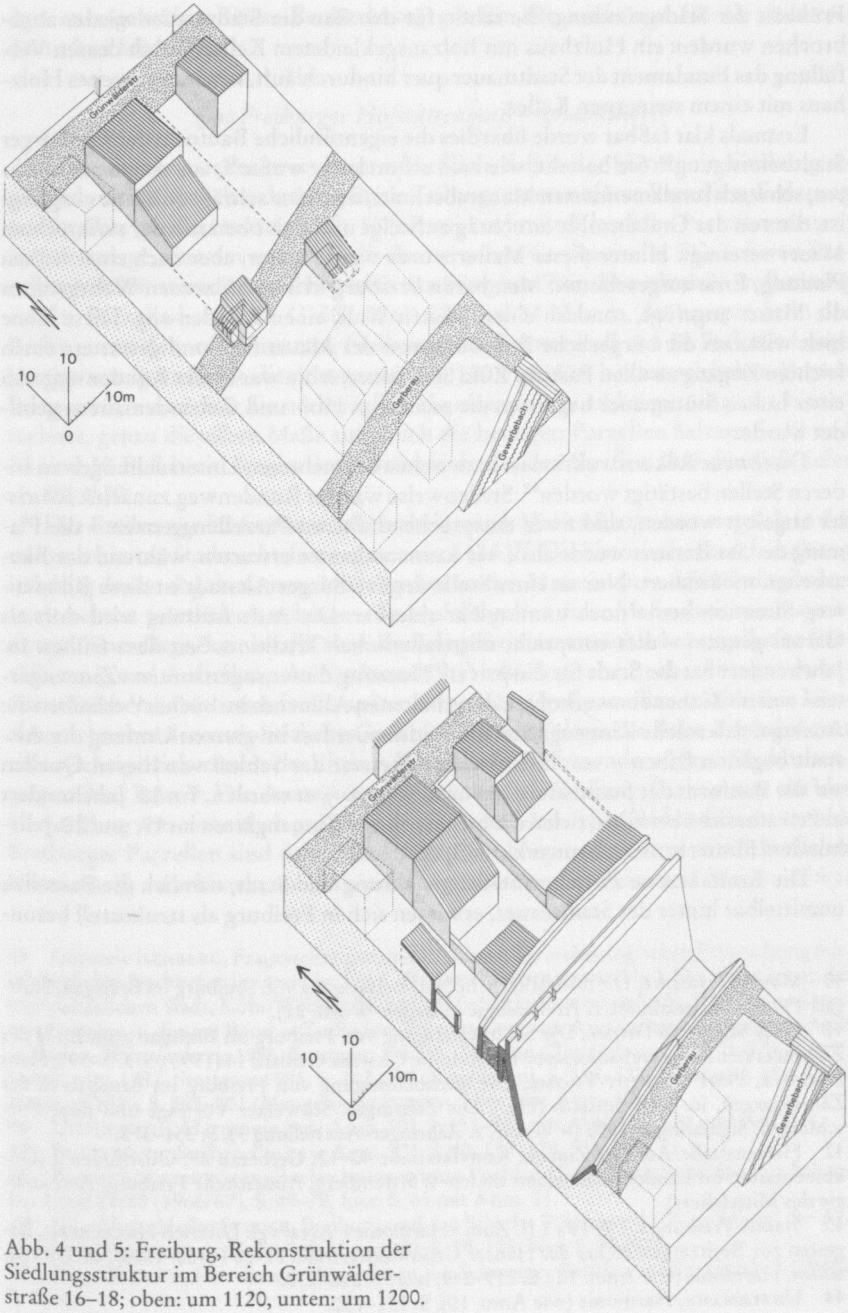

Abb. 4 und 5: Freiburg, Rekonstruktion der Siedlungsstruktur im Bereich Grünwälderstraße 16–18; oben: um 1120, unten: um 1200.

Frühzeit der Stadtgründung, die schon für den Bau der Stadtmauer wieder abgebrochen wurden: ein Holzhaus mit holzausgekleidetem Keller, durch dessen Verfüllung das Fundament der Stadtmauer quer hindurchläuft, sowie ein zweites Holzhaus mit einem steinernen Keller.

Erstmals klar faßbar wurde überdies die eigentümliche Bauform der Freiburger Stadtbefestigung[40]: Sie besteht, wie man schon lange wußte[41], aus einem senkrechten, schwach fundamentierten Mauerabschnitt, dem eine schräge Schürze vorgelegt ist, die von der Grabensohle an schräg aufsteigt und sich oben mit der senkrechten Mauer vereinigt. Hinter dieser Mauer wurde wenig später, aber nach einer frühen Planung, Erde aufgeschüttet: Man hat in Freiburg keinen hölzernen Wehrgang an die Mauer angefügt, sondern einen breiten Wall, einen Rondenweg. Diese Zone hielt wirksam die bürgerliche Bebauung von der Mauer fern und gestattete einen leichten Zugang zu allen Partien. Zum Stadtinneren hin war dieser Rondenweg von einer hohen Stützmauer begrenzt, die meist von Hof- und Gebäudemauern gebildet wurde.

Diese neue Rekonstruktion ist inzwischen bei mehreren Untersuchungen an anderen Stellen bestätigt worden[42]. Stellenweise war der Rondenweg zunächst schmaler angelegt worden, und zwar entsprechend älteren Parzellengrenzen – die Planung der Stadtmauer wurde also, wie kaum anders zu erwarten, während der Bauarbeiten modifiziert. Nur an einer Stelle der Freiburger Altstadt ist diese Rondenweg-Situation heute noch unmittelbar ablesbar. Die Aufschüttung wird dort als Garten genutzt – dies entspricht mittelalterlicher Tradition. Seit dem frühen 16. Jahrhundert hat die Stadt für die private Nutzung dieser sogenannten »Zinnengärten« einen »Zinnenzins« erhoben; die erhaltenen Allmendzinsbücher[43] erlauben die Aussage, daß solche Zinnengärten die Stadtmauer fast im ganzen Umfang der Altstadt begleitet haben – von historischer Seite war der Schluß von diesen Quellen auf die Bauform der Stadtmauer zuvor nicht gezogen worden. Im 18. Jahrhundert in Privatbesitz überführt, fielen die meisten dieser Zinnengärten im 19. und 20. Jahrhundert Hinterhausneubauten zum Opfer[44].

Die Kontaktzone zwischen Stadtumwehrung und Stadt, nämlich die Parzellen unmittelbar hinter der Stadtmauer, erwiesen sich in Freiburg als strukturell beson-

40 Monika PORSCHE, Die mittelalterliche Stadtbefestigung von Freiburg im Breisgau, Stuttgart 1994 (= Materialhefte z. Archäologie in Baden-Württ. 22).

41 Peter SCHMIDT-THOMÉ, Die Stadtbefestigung von Freiburg im Breisgau zum Ende der Zähringerzeit. Neue archäologische Befunde, in: Château Gaillard 14 (1990), S. 375–392; Hans SCHADEK, Peter SCHMIDT-THOMÉ, Die Stadtbefestigung von Freiburg im Breisgau in der Zähringerzeit, in: Karl SCHMID (Hg.), Die Zähringer. Schweizer Vorträge und neue Forschungen, Sigmaringen 1990 (= Veröff. z. Zähringer-Ausstellung 3), S. 351–373.

42 Herrenstraße/Auf den Zinnen; Konviktstraße 40–42; Gerberau 27; Oberlinden 2 (Dokumentation im Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Freiburg, Archäologie des Mittelalters).

43 StadtA Freiburg E 1 A IVa 1 ff. Zum »Harmonie«-Areal vgl. Dietrich HAKELBERG, Regesten zur Besitzergeschichte der Häuser Grünwälderstraße 14–20 (1400–1800), in: UNTERMANN, Harmonie (wie Anm. 10), S. 219–242, hier: S. 226–230.

44 UNTERMANN, Harmonie (wie Anm. 10), S. 121–130.

ders aussagekräftig. Diese Beobachtung gilt für alle, nicht nur für die südwestdeutschen Städte[45].

Das Freiburger Hofstättenmaß – rehabilitiert?

Besonders bemerkenswert ist es schließlich, daß in der Harmonie-Grabung eine hochmittelalterliche, durch spätere Teilungen verunklärte Parzellengliederung unmittelbar greifbar wurde (Abb. 6)[46]: Zwei hochmittelalterliche Parzellenmauern kamen zutage, eine davon innerhalb der barocken Großparzelle. Die äußeren Parzellengrenzen stammten nachweisbar aus jüngerer Zeit. Die mittlere, vollständig erfaßte Parzelle hatte eine Größe von 16,25 mal 34 Metern, das entspricht in der Breite genau dem oft genannten Freiburger Hofstättenmaß von 50 Fuß, die Länge beträgt wenig mehr als die dort genannten 100 Fuß. Die beiden seitlichen Parzellen weisen, wenn man die nachträglich abgetrennten Nachbargrundstücke hinzurechnet, genau dieselben Maße auf. Auch die heutigen Parzellen Salzstraße 18 und 20 sind 50 Fuß breit, wegen des Abstands der beiden Straßen aber deutlich tiefer als 100 Fuß.

Das Freiburger Hofstättenmaß erscheint nach Marita Blattmann erstmals in der rekonstruierten Stadtrechtsfassung von circa 1152[47]. Die historische Stadtforschung ist völlig davon abgekommen, Maßangaben zu den Hofstätten in den zähringischen Stadtrechten wörtlich zu nehmen – bestenfalls gelten diese Maße als Steuerberechnungs-Grundlage, keinesfalls aber als Beleg für eine tatsächliche, regelhafte Parzellierung und Aufteilung des Stadtareals[48]. Archäologische Beobachtungen in anderen Städten haben zwar frühe, später aufgeteilte Großparzellen erschließen können, nicht aber deren einheitliche Größe[49]. Der archäologische Befund rehabilitiert eine wichtige Erkenntnis der älteren Forschung, die besonders Hans Strahm ausgesprochen hatte[50]: Die Austeilung von städtischen Siedlungsflächen war mit der Vorstellung von einheitlich großen »areae« verbunden – die Größendifferenzen der Freiburger Parzellen sind dabei sicher nicht mit Ungenauigkeiten mittelalterlicher Vermessung zu erklären, sondern mit Pragmatismus: Straßen- und Wegenetz wa-

45 Gabriele ISENBERG, Fragestellungen und Probleme der archäologischen Erforschung mittelalterlicher Stadtbefestigungen, in: DIES., Barbara SCHOLKMANN (Hg.), Die Befestigung der mittelalterlichen Stadt, Köln/Weimar/Wien 1997 (= Städteforschung A 45), S. 27–33, und weitere Beiträge in diesem Band. – Zu Baden-Württemberg vgl. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1986, Stuttgart 1987, S. 241–246 (Ravensburg), S. 270–274 (Kirchheim); EBD. 1987, Stuttgart 1988, S. 247–252 (Kirchheim), S. 318–322 (Biberach); EBD. 1988, Stuttgart 1989, S. 298–301 (Mengen); BRÄUNING, Ulm (wie Anm. 10).

46 UNTERMANN, Harmonie (wie Anm. 10), S. 151–153 mit Abb. 170–172 und Beil. 2–4.

47 BLATTMANN, Stadtrechte (wie Anm. 23), S. 40, 177–178, 535, 711.

48 Berent SCHWINEKÖPER, Beobachtungen zum Problem der »Zähringerstädte«, in: Schauins-Land 84/85 (1966/67), S. 49–78, hier: S. 65 mit Anm. 21.

49 Überblick: Heiko STEUER, Freiburg und das Bild der Städte um 1100 im Spiegel der Archäologie, in: SCHADEK/ZOTZ (wie Anm. 18), S. 79–123, hier: S. 98–102.

50 Hans STRAHM, Die Area in den Städten, in: Schweizer Beiträge z. allg. Gesch. 3 (1945), S. 22–61.

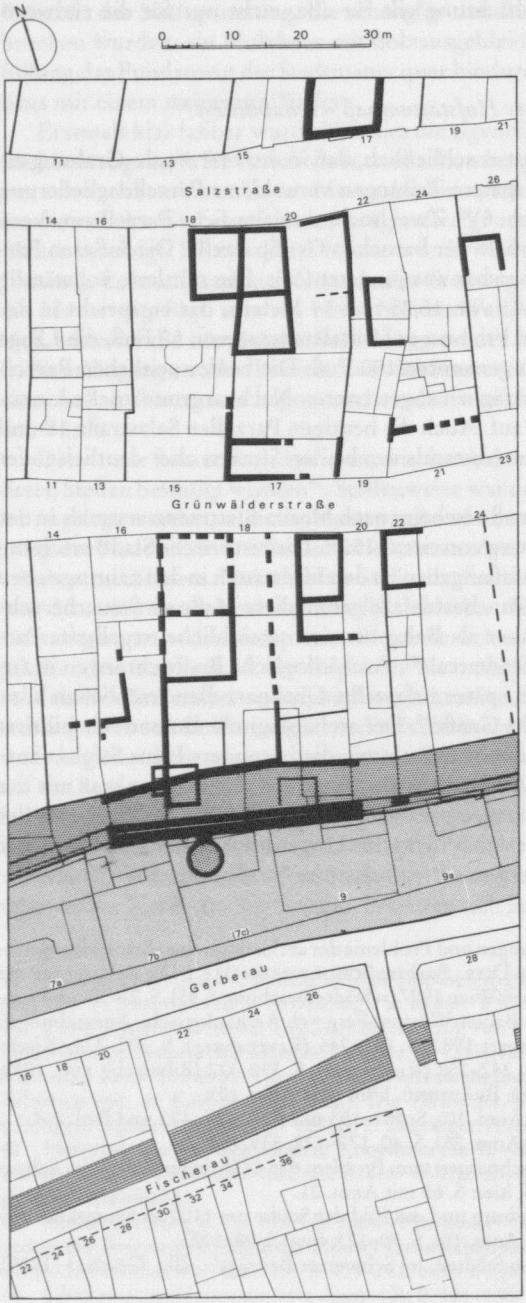

Abb. 6: Freiburg, Rekonstruktion von Hofstätten (50 x 100 Fuß) im Bereich Salzstraße/Grünwälderstraße; frühe Steinbauten schwarz, Stadtmauer und Stadtgraben dunkel gerastert.

ren hier wohl schon fixiert. Die Parzellen sollten offenbar nicht dasselbe Flächenmaß erhalten, aber dieselbe Breite an der Straße – eben diese Breite ist ja (als Fassadenbreite) öffentlichkeitswirksam. Die im Harmonie-Areal gewonnenen Aussagen zur frühen Parzellenteilung sind nicht aus frühneuzeitlichen Katasterplänen und schon gar nicht aus schriftlichen Quellen zu erschließen, sondern nur aus detailgenauer archäologischer Dokumentation. Die hohe Besitzmobilität der Grundstücke, die vielfach geteilt und wieder zusammengelegt wurden, ist in Freiburg archäologisch und seit dem 15. Jahrhundert auch in Schriftquellen hervorragend zu fassen. Insofern waren die »archäologiefreien« Ansätze von Ernst Hamm und Werner Noack[51], Freiburgs Hofstätten zu rekonstruieren, aber auch ähnliche Versuche in anderen Städten zum Scheitern verurteilt.

Festzuhalten ist, daß die Parzellierung gleich breiter Hofstätten in Freiburg – und sicher auch andernorts – im 12. Jahrhundert nicht das gesamte Stadtareal umfaßt hat. Die Ausgrabung von acht Parzellen zwischen Gauchstraße und Unterlinden, nahe dem ehemaligen Dominikanerkloster im Nordosten der Altstadt, zeigt deutlich, daß die Parzellen dort anders abgesteckt wurden (Abb. 7)[52]. Im 12. Jahrhundert war das Areal noch lange Zeit unbebaut – die Stadtmauer muß hier grüne Wiese umschlossen haben, modern gesprochen, Bauerwartungsland. Schon vor dem Bau der Häuser sind jedoch die Straßen abgesteckt und mit festgestampftem Kies befestigt worden[53]. Die zuerst umgrenzte Parzelle war ein 50 mal 100 Fuß großes Eckgrundstück an Unterlinden, das bis zur Mittellinie der »insula« reicht. In Stein gebaut wurde jedoch zuerst die Hofmauer der kleinen Parzelle Gauchstraße 21, die zu einem Steinhaus der Zeit um 1200 gehört. Die westlich angrenzenden Parzellen haben bis ins späte Mittelalter hinein hölzerne Hofumgrenzungen behalten. Ihre Bebauungszeit läßt sich durch die Sinkgruben bestimmen, die für die Latrinenanlage jedes einzelnen Hauses gegraben wurden und die jeweils zu den ältesten Baumaßnahmen gehören – alle diese Sinkgruben entstammen der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Die Großparzelle im Nordosten ist im 14. Jahrhundert aufgeteilt worden – aber auch die kleinen Grundstücke wurden teilweise in winzige Einheiten von kaum vier Metern Breite gestückelt.

Im Grabungsareal an der Gauchstraße, dies sei noch am Rande erwähnt, werden wichtige Einblicke in die Sozialstruktur der spätmittelalterlichen Stadt möglich, zumal schriftliche Quellen einigen Aufschluß zu Bewohnern und Eigentümern der Häuser bieten. Faßbar sind Befunde zu Parzellennutzung, Handwerk und Nachbarschaftspolitik, aber auch zu einem bemerkenswerten innerstädtischen Wü-

51 HAMM, Entstehung (wie Anm. 21), S. 40–47 und 81–93; NOACK, Probleme (wie Anm. 39), Abb. 3.

52 Matthias UNTERMANN, Archäologische Befunde zur Frühgeschichte der Stadt Freiburg, in: SCHADEK/ZOTZ (wie Anm. 18), S. 195–230, hier: S. 218–222.

53 PORSCHE, Stadtbefestigung (wie Anm. 40), S. 94–106; Matthias UNTERMANN, Archäologische Beobachtungen zu den Freiburger Altstadt-Straßen und zur Entstehung der »Bächle«. In: Zeitschr. d. Breisgau-Gesch.vereins »Schau-ins-Land« 114 (1995), S. 9–26, hier: S. 15–17.

stungsprozeß im 14. und 15. Jahrhundert, zu dem die Archäologie bereits auf mehreren Freiburger Grundstücken wichtige Beobachtungen beitragen kann[54].

Zwischen Erdreich, Statistik und Zirkelschluß – Archäologische Beweisführungen

In zwei schon »klassischen« Forschungsthemen der Freiburger Frühgeschichte erscheint die Archäologie besonders gefordert, nämlich bei den Fragen: Wie alt ist Freiburg wirklich?, und: Wie gründet man eigentlich eine Stadt?

Zur Entstehungszeit einer Stadt können Archäologen solide Aussagen beitragen. Sie stützen sich bekanntlich auf eine Vielzahl von Methoden zur Altersbestimmung von Strukturen und Objekten[55]. Genannt seien hier nur die Stratigraphie, die formale Typologie in Verbindung mit Seriation und statistischen Verfahren, die Dendrochronologie[56] sowie die ^{14}C-Datierung durch Kohlenstoff-Isotope. Alle diese Verfahren haben unterschiedliche Voraussetzungen und eine unterschiedliche »Genauigkeit«: Damit ist vor allem die statistische Genauigkeit gemeint, also die Auswahl und die Spannweite möglicher richtiger Daten. Im günstigsten Fall jahrgenaue Datierungen von Fundstücken und Proben liefern nur wenige Disziplinen, vornehmlich die Numismatik und die Dendrochronologie – ob das datierte Objekt allerdings auch seinen Kontext datiert, ist dann immer noch zu klären: Münzen können erst viele Jahrzehnte nach ihrer Prägung in den Boden geraten, und auch Bauhölzer können viel älter sein als das Gebäude, in dem sie sich befinden.

Die Datierung archäologischer Kontexte ist deshalb ein vielschichtiges Verfahren. Über die systematischen Beschränkungen der einzelnen Datierungsmethoden hinaus muß der Historiker, wenn er mit archäologischen Datierungen arbeitet, noch weitere Probleme in Rechnung stellen.

Die Beschreibung der stratigraphischen Kontexte, der Verhältnisse zwischen den einzelnen Mauern und Erdschichten, geschieht während der Grabung und ist Grundlage aller Schlußfolgerungen[57]. Dies setzt Erfahrung, Kompetenz und nicht zuletzt Kontrolle durch Fachkollegen voraus, zumal gerade im Bereich der Mittel-

54 Matthias UNTERMANN, »Us hüser sol man nit gärten machen«. Städtische Wüstungen, in: HAUMANN/SCHADEK (wie Anm. 8), S. 494–496.

55 Hingewiesen sei auf die kritischen Bemerkungen und die Literaturangaben bei G. Ulrich GROSSMANN, Einführung in die Historische Bauforschung, Darmstadt 1993.

56 Vgl. dazu in diesem Band den Beitrag von M. Neyses.

57 Zum Verfahren: Edward C. HARRIS, Principles of Archaeological Stratigraphy, London 1979. Es ist bezeichnend, daß diese Publikation zwar in mehrere romanische Sprachen, aber nicht ins Deutsche übersetzt ist. Ebenso fehlt eine Standards einfordernde Hinführung zu Grabungstechnik, Auswertung und Publikation, wie sie z. B. Philip BARKER, Techniques of Archaeological Excavation, London 1977 (2. Aufl. 1982), und Andrea CARANDINI, Storie dalla terra. Manuale dello scavo archeologico, Bari 1981, bieten. Die Ausführungen von Egon GERSBACH, Ausgrabung heute, Darmstadt 1989, werden komplexen Befundsituationen, wie sie die Archäologie in Kirchen, Burgen und Städten prägen, nicht gerecht; zur »Bauarchäologie« vgl. GROSSMANN, Einführung (wie Anm. 55).

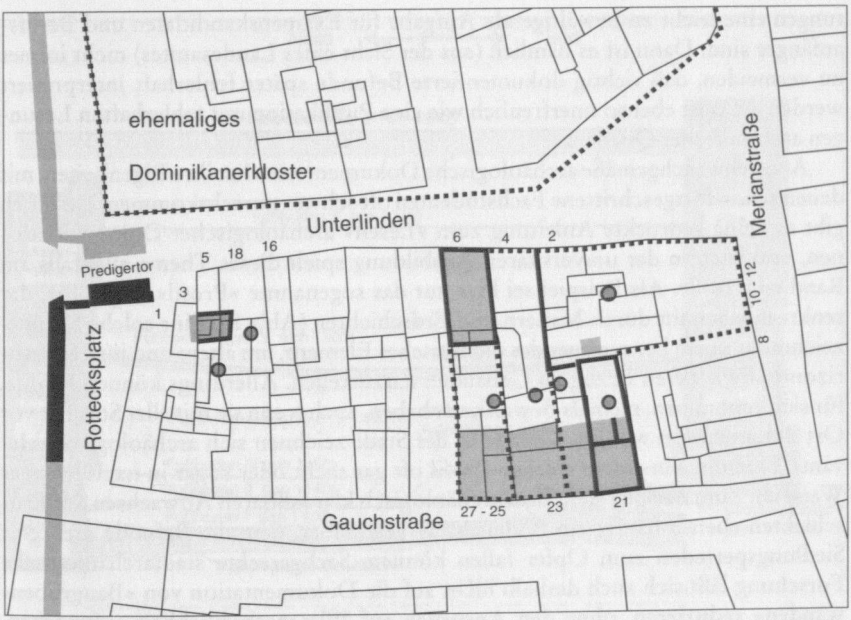

Abb. 7: Freiburg, Grabungsareal Gauchstraße/Unterlinden, mit Eintragung der ältesten Steinbauten und Parzellengrenzen (um 1200/1250).

alterarchäologie vielerorts keine erfahrenen Spezialisten tätig sind und dieses Fach an den Universitäten noch selten vertreten ist. Allzu viele moderne mittelalterarchäologische Publikationen leiden darunter, daß unzureichend ausgebildete und angeleitete Archäologen den stratigraphischen Problemen nicht gewachsen waren, schon vor Ort oder bei der Auswertung, und daß sie dann falsche Abfolgen und Chronologien postulieren[58]. Bei ausführlicher Befundpublikation lassen sich solche Fehler erkennen, wenn auch im Nachhinein nicht unbedingt bereinigen. Der wissenschaftliche Prozeß, den eine sachgerechte Auswertung von Grabungsbefunden in Gang bringt, fällt heute allzu oft einer Illusion zum Opfer, daß mit Kurz- und Vorberichten »das Wesentliche« über eine ausgegrabene Situation schon gesagt sei.

Der im Prinzip richtige Grundsatz, daß der Ausgräber selbst seine Befunde angemessen auswerten und publizieren soll, hat sich schon in der Vergangenheit als nicht praktikabel erwiesen – daraus kann aber nicht folgen, daß Grabungsauswer-

58 Vgl. z. B. die Rezensionen von Uwe Lobbedey, in: Bonner Jahrbb. 194 (1994), S. 731–736, und in: Hess. Jahrb. f. Landesgesch. 45 (1995), S. 380–383; zu Freiburg vgl. die Rezension von Christoph Ph. Matt, in: Zeitschr. d. Breisgau-Gesch.vereins »Schau-ins-Land« 116 (1997), S. 395–398.

tungen eine leicht zu bewältigende Aufgabe für Examenskandidaten und Berufsanfänger sind. Dann ist es nämlich (aus der Sicht eines Landesamtes) nicht immer zu vermeiden, daß richtig dokumentierte Befunde später fehlerhaft interpretiert werden – das ist ebenso unerfreulich wie eine Publikation mit fehlerhaften Lesungen archivalischer Quellen.

Auch eine sachgemäße archäologische Dokumentation hat ihre Eigenheiten, mit denen schon fortgeschrittene Fachstudenten oft schwer zurechtkommen. Dennoch gibt es keine gedruckte Anleitung zum »Lesen« archäologischer Dokumentationen, und auch in der universitären Ausbildung spielt dieses Thema allenfalls am Rand eine Rolle. Als Beispiel sei hier nur das sogenannte »Profil« angeführt, der senkrechte Schnitt durch Mauern und Erdschichten (Abb. 8). Eine solche Schnittzeichnung ist ein hervorragendes didaktisches Element, um ältere und jüngere Horizonte sowie deren Bezug zu Gebäuden darzustellen. Allerdings können Profile, für sich genommen, niemals Beweiskraft haben, auch wenn sie mit aller Sorgfalt vor Ort dokumentiert werden. Gerade in der Stadt zeichnen sich archäologisch relevante Ereignisse in einem solchen Profil oft gar nicht oder sogar in irreführender Weise ab. Zum Beispiel steht dem archäologisch klar faßbaren Anwachsen der Erdschichten ebenso häufig ein Bodenabtrag gegenüber, dem die Befunde mehrerer Siedlungsperioden zum Opfer fallen können. Sachgerechte stadtarchäologische Forschung läßt sich auch deshalb nicht auf die Dokumentation von »Baugrubenwänden« reduzieren, ohne den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit aufzugeben. Aussagen zu Bauabfolgen und Strukturwandlungen erlaubt nur die weitest mögliche Kombination aller Beobachtungen und aller Datierungsmethoden, die dem Objekt entsprechend gewichtet werden müssen: Eine sorgfältige, fachgerechte Flächengrabung hat deshalb regelmäßig mehr Gewicht als Dokumentationen unter »Baustellenbedingungen«.

Archäologische Datierungen sind weder objektiv-naturwissenschaftliche Tatsachenaussagen, noch entspringen sie dem Gespür des Kenners, sondern es handelt sich um komplexe geisteswissenschaftliche Hypothesen, deren Prämissen offengelegt werden müssen und die einer nachvollziehbaren Begründung bedürfen. Erfahrungsgemäß neigen Archäologen allzuoft dazu, ihre Datierungen an bekannte Schriftquellen oder an altgediente, eigene wie fremde Hypothesen anzugleichen – wenn sie selbst die Gefahr des Zirkelschlusses nicht sehen, wird der Stadthistoriker besonders kritisch zurückfragen müssen.

Münzen und Bauhölzer – das Alter Freiburgs

Wie beantwortet sich auf diesen Grundlagen die Frage nach dem Alter Freiburgs[59]? Die ältesten in Freiburg gefundenen Münzen entstammen, entsprechend

59 Hierzu bereits UNTERMANN, Befunde (wie Anm. 52), S. 208–212; kritische Anmerkungen zum folgenden von Rolf d'AUJOURD'HUI, in: Zeitschr. f. Archäologie d. Mittelalters 23/24 (1995/96), S. 239–248. Zur dort angesprochenen Frage der Keramikdatierung bleibt die Vorlage ausreichend datierter Basler Funde abzuwarten.

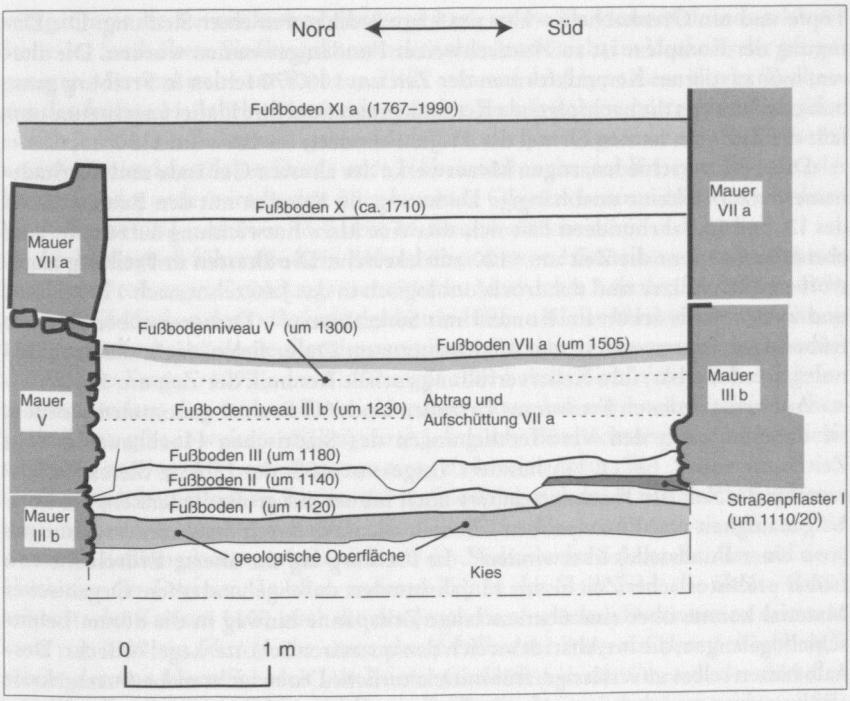

Abb. 8: Freiburg, Salzstraße 20; Querschnitt (Profilzeichnung) im Bereich des Hinterhauses: die Fußböden IIIb und V sind einem späteren Bodeneingrifff zum Opfer gefallen (Abtrag VIIa) und nur aus den Fundamentoberkanten bzw. Putzgrenzen der Mauern zu rekonstruieren.

ihrem Auftreten in Schatzfunden des Ostseeraums, dem ersten Viertel des 12. Jahrhunderts[60]. Die älteste im Freiburger Altstadtgebiet vereinzelt gefundene Keramik ist prähistorisch, stammt vermutlich sogar aus vorrömischer Zeit. Auch römische Scherben kamen in jeder Grabung zum Vorschein; sie sind klein, stark verrollt, jedenfalls keine Indizien für römische Besiedlung des Altstadtgebietes[61]. Die älteste in größeren Mengen gefundene Keramik entstammt erst der Zeit um 1100, sie steht zugleich am Beginn einer dann ungebrochenen Keramikabfolge. Es handelt sich um

60 Ulrich Klein, Frühe zähringische Münzen in Ostsee- und Heimatfunden, in: Schweizer. Numismat. Rundschau 74 (1995), S. 75–84. Vgl. dazu jetzt: Michael Schmaedecke, Ein Münzfund des 12. Jahrhunderts aus Müllheim, Kreis Breisgau-Hochschwarzwald, in: Fundberichte aus Baden-Württemberg 22/1, 1998, S. 737–755.

61 Stephan Kaltwasser, Die hochmittelalterliche Keramik der Grabung auf dem »Harmonie«-Gelände in Freiburg, in: Untermann, Harmonie (wie Anm. 10), S. 247–312, hier: S. 279; nach Mitteilung von S. Kaltwasser zeigen die bereits ausgewerteten, aber noch unpublizierten Keramikfunde von den Parzellen an der Gauchstraße und von den Anwesen Salzstraße 20 und Oberlinden 19 dasselbe Bild.

Töpfe und um Ofenkacheln – also um klare Indikatoren einer Siedlung. Die Datierung der Komplexe ist an Nordschweizer Funden gewonnen worden. Die älteren, münzdatierten Keramikformen der Zeit um 1060/70 fehlen in Freiburg ganz, belegt ist hier erst die nachfolgende Keramikgeneration; ihre Datierungsspanne umfaßt die Zeit vom letzten Drittel des 11. Jahrhunderts bis etwa um 1130[62].

Die recht verschiedenartigen Mauerwerke der ältesten Gebäude und der Stadtmauer erlauben keine unabhängige Datierung; im Kontext mit den Bauholzdaten des 12. und 13. Jahrhunderts läßt sich aber eine klare Entwicklung aufzeigen[63], die ebenfalls nicht vor die Zeit um 1100 zurückreicht. Die ältesten in Freiburg angetroffenen Bauhölzer sind dendrochronologisch in das Jahrzehnt nach 1120 datiert und zwar jeweils schon im Kontext mit Steinhäusern[64]. Demgegenüber sind die frühen Holzhäuser, wie sie der Stadtmauer zum Opfer fielen, nicht dendrochronologisch datierbar; ihre Kellerverfüllung enthält Keramik der Zeit um 1140[65].

Auf verschiedenen Freiburger Parzellen sind ^{14}C-Proben genommen worden, sie datieren, nach den Veröffentlichungen des Städtischen Hochbauamts[66], in Zeiträume vom 7. bis 11. Jahrhundert. Insgesamt stößt der Einsatz dieses Verfahrens für die Zeit des Hochmittelalters noch immer auf große Bedenken; die hohe Ungenauigkeit von Einzelproben läßt sich allenfalls durch Serienuntersuchungen (von einer Fundstelle) überwinden[67]. In Freiburg lag die älteste Erdschicht von früher prähistorischer Zeit bis ins 12. Jahrhundert durchgehend offen: Organisches Material konnte über eine überaus lange Zeitspanne hinweg in die dünne Lehmschicht gelangen, die im Altstadtbereich den quartären Schotterkegel bedeckt. Deshalb hätten selbst zuverlässige, frühmittelalterliche Daten nicht mehr Aussagekraft als die verstreuten, bereits angesprochenen, prähistorischen, römischen und frühmittelalterlichen Keramikfunde – auch ein römisches ^{14}C-Datum wäre in Freiburg keineswegs überraschend, da das Stadtgebiet sicherlich zu jeder Zeit begangen und landwirtschaftlich genutzt wurde. Als einziger zuverlässiger und datierender Siedlungsindikator kann in unserer Region eine »größere Menge« von Keramik dienen.

Zusammengenommen ist also die archäologische Aussage zum Alter von Freiburg eindeutig: Die Aufsiedlung des Altstadtareals beginnt frühestens im späten 11. Jahrhundert; nach 1120 wird ein rascher Ausbau mit Steinhäusern faßbar, gleich-

62 KALTWASSER (wie Anm. 61); zu den Ofenkacheln vgl. jetzt Sophie STELZE-HÜGLIN, Von Kacheln und Öfen, Diss. Freiburg 1998, ms., mit unabhängig gewonnenen, im Ergebnis gleichen Datierungsansätzen.

63 UNTERMANN, Harmonie (wie Anm. 10), S. 134–140.

64 Frank LÖBBECKE, Das Freiburger Wohnhaus des 13. Jahrhunderts. Ein Haustyp und seine Vorstufen, in: Zeitschr. d. Breisgau-Gesch.vererins »Schau-ins-Land« 116 (1997), S. 127–140.

65 KALTWASSER (wie Anm. 61), S. 268.

66 Immo BEYER, Dokumentationsmappen, Stadt Freiburg im Breisgau, Hochbauamt: Haus Münzgasse 1, 1996; Haus zum Wetzstein, 1996; Haupthaus des Grafenhofs um 1000, 1997; vgl. dazu die oben, Anm. 58, zitierte Rezension von Ch. Ph. MATT.

67 Vgl. z. B. Annamaria MATTER, Frühmittelalterliche Gebäude und fünf Mörtelmischwerke des ehemaligen Chorherrenstifts in Embrach (Kanton Zürich), in: Zeitschr. f. schweizer. Archäologie u. Kunstgesch. 51 (1994), S. 45–76, hier: S. 68–69.

zeitig nimmt die Keramikscherbenmenge stark zu. Im Fundmaterial sind an keiner Stelle der Stadt ältere Siedlungskerne erkennbar, auch nicht im Umkreis der oft genannten Martinskirche am Rathaus. Falls man auf der Hypothese älterer Siedlungen des frühen 11. Jahrhunderts oder gar der Karolingerzeit bestehen will, müßte es sich jeweils um Bewohner gehandelt haben, die (im Gegensatz zu allen Bewohnern frühmittelalterlicher Dorf- oder Höhensiedlungen des Breisgaus[68]) keinerlei Keramik oder andere im Boden überdauernde Objekte benutzt hätten – alle diese Hypothesen sind mithin in höchstem Maße unwahrscheinlich.

Archäologisch führt also kein Befund über die von Historikern inzwischen neu beachtete Freiburger Gründungsnachricht der Marbacher Annalen für das Jahr 1091 zurück[69]. Zwischen dem »Gründungsdatum 1091« und der Marktrechtsverleihung 1120 kann die Archäologie allerdings mit ihren Funden nicht unmittelbar differenzieren. Die Frage: »1091 oder 1120?«, gilt aber bekanntlich nicht bloßen Jahreszahlen, sondern den frühen Entwicklungsschritten hin zur hochmittelalterlichen Stadt. Dazu gibt es weitere wichtige archäologische Beobachtungen, die hier stichwortartig zu einer Hypothese zusammengefaßt seien (Abb. 3).

Die Stadtmauer war zu Beginn der Aufsiedlung sicherlich noch nicht geplant – sonst wäre der frühe Abbruch hochmittelalterlicher Bauten kaum zu erklären. Die älteste Besiedlung konzentrierte sich auf der Südseite der Salzstraße, also auf dem Hochufer der Dreisam. In allen anderen Zonen der Stadt fehlt die älteste Keramiksorte der Zeit um 1100, auch die dendrochronologischen Daten setzen dort erst kurz vor 1150 ein. Zur (nicht ausreichend faßbaren) Burg auf dem Schloßberg[70] gehört der von Hans Schadek lokalisierte Grafenhof in der Oberau, der dort der barocken Festung zum Opfer gefallen ist[71]. Die Stadtmauer durchschneidet im Süden ein bereits aufgesiedeltes, bebautes Areal und umschließt im Nordwesten freie Flächen. Ihr Umriß ist klar von der Marktstraße her zu erklären. Diese Marktstraße befindet sich am Westrand der älteren Siedlung, in damals wohl noch nicht bebautem Gelände. Bald nach 1120 werden auf zahlreichen Grundstücken die ältesten Holzhäuser Zug um Zug durch Steinbauten ersetzt – ein Prozeß, der dann im späten 12. Jahrhundert weitgehend abgeschlossen ist.

Ohne jeden Zwang kommen historische Quellendeutung und archäologische Befunde zur Deckung. Überspitzt gesagt, wird ein »1091« gegründeter Burgus un-

68 Vgl. z. B. Ralf LOMMERZHEIM, Die frühmittelalterlichen Siedlungen von Merdingen und Breisach-Hochstetten in Südbaden, Diss. Bonn 1988, ms.; Heiko STEUER, Karolingerzeitliche Funde vom Zähringer Burgberg, Gemeinde Gundelfingen, Kreis Breisgau-Hochschwarzwald, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württ. 1986, Stuttgart 1987, S. 186–190.

69 Karl SCHMID, Freiburg 1091?, in: SCHADEK/ZOTZ (wie Anm. 18), S. 125–149.

70 Alfons ZETTLER, Das Freiburger Schloß und die Anfänge der Stadt, in: SCHADEK/ ZOTZ (wie Anm. 18), S. 151–194.

71 Hans SCHADEK, Bürger und Kommune, in: SCHADEK/ZOTZ (wie Anm. 18), S. 231–267, hier: S. 260–267. Andere Lokalisierungsversuche sind damit obsolet. Zur baugeschichtlichen Interpretation der von BEYER, Dokumentationsmappe »Haupthaus« (wie Anm. 66), erneut vorgetragenen Deutung vgl. bereits UNTERMANN, Befunde (wie Anm. 52), Anm. 22 und Abb. 12.

terhalb der Burg nach der Marktgründung 1120 teilweise in die neu geplante, ummauerte Stadt einbezogen. Der Markt respektierte die ältere Siedlung, die Stadtmauer jedoch nicht mehr.

Hier richten sich neue Fragen an die Historiker, die sich wohl nur in Kenntnis der Entwicklung anderer Städte beantworten lassen: Wie muß man eine frühe Siedlungsstruktur verstehen, die gewissermaßen versetzt zur Stadt des 12. bis 14. Jahrhunderts liegt? Was bedeutet es, wenn eine ganze Häuserzeile dem Bau einer Stadtbefestigung geopfert wird und zudem ausgerechnet die Gewerbebetriebe, der Grafenhof und die Grafenmühle außerhalb bleiben? Welche Personengruppen haben die Parzellen innerhalb der Stadtmauer bebaut und genutzt?

Wegebau und Wasserversorgung – Infrastruktur für die Bürger

Am Beginn der planmäßigen Stadtanlage stand der Bau der Stadtmauer und der Straßen[72]. Die Pflasterung öffentlicher Verkehrswege mit festgestampftem Kies war an vielen Stellen der Stadt als jeweils älteste Baumaßnahme zu fassen – vielfach geht der Straßenbau dem genauen Abstecken der Parzellengrenzen voraus. Noch im 12. Jahrhundert hat man auf der ersten Straßenoberfläche eine zweite aufgebracht, im Bereich des Predigertors ist die Straße sogar mehrfach repariert worden. Die frühen Steinhäuser rechnen überall mit einem dieser frühen Straßenniveaus. Es folgt dann eine mächtige Aufschüttung, die alle Erdgeschosse auf der Straßenseite versinken ließ. Das neue Niveau entsprach, wie die neu eingezogenen Decken und die Türen zeigen, dem heutigen Straßenpflaster und blieb in den folgenden Jahrhunderten unverändert. Josef Diel hat schon 1981 diese Aufschüttung der Straßen mit dem Bau der Stadtbäche, der Freiburger »Bächle«, erklärt[73] und inzwischen darin breite Zustimmung gefunden[74].

Nur diese Aufschüttung ermöglichte es, das Bächlewasser am Schwabentor hineinzuführen, ohne weiteren technischen Aufwand in die Straßen zu verteilen und am unteren Ende wieder gesammelt aus der Stadt herauszuleiten. Das System entstammt freilich nicht einem einzigen Bauvorgang – die Grünwälderstraße zum Beispiel ist erst später aufgeschüttet worden und auch die Ableitung in die Vorstadt Neuburg machte erst mit deren Bau im mittleren 13. Jahrhundert einen Sinn. Was war der Grund für dieses Infrastrukturprojekt? Im Freiburger Untergrund steht das Grundwasser ungewöhnlich tief an, etwa bei 15 Metern, und der Schloßberg weist keinerlei Quellen auf[75]. Insofern war das Altstadtareal immer schon siedlungsfeindlich, und es ist leicht erklärlich, warum die 1008 genannten Orte Her-

72 PORSCHE (wie Anm. 40); UNTERMANN, Altstadt-Straßen (wie Anm. 53).

73 Josef DIEL, Die Tiefkeller im Bereich Oberlinden, Freiburg 1981 (= Stadt u. Gesch. 2), S. 42.

74 Zum folgenden: UNTERMANN, Altstadt-Straßen (wie Anm. 53), mit den archäologischen und archivalischen Belegen.

75 Ekke GÜNTHER, Stau und Schwankungen des Grundwassers in der Freiburger Bucht und ihre Abhängigkeit vom geologischen Untergrund, in: Decheniana 98 A (1938), H. 1, S. 13–30.

dern, Wiehre und Adelhausen diese Fläche aussparen und selbst an Stellen liegen, die gut mit Wasser versorgt sind. Tiefbrunnen waren in Freiburg nur mit hohem Aufwand zu graben; auf keinem einzigen Privatgrundstück ist bislang ein solcher Brunnen des 12. Jahrhunderts entdeckt worden. Das Alter der wenigen städtischen Grundwasserbrunnen, zum Beispiel an Oberlinden und auf dem Markt, ist nicht bekannt. Die Bächle versorgten alle Straßen mit Wasser – anders als einige Jahrzehnte später in Bern[76] dienten sie nicht zugleich der Abfallentsorgung. Aus dem späten Mittelalter wissen wir, daß erst nach Feierabend Kehricht in die Bächle geworfen werden durfte. 1238 sind die Bächle das erste Mal in Schriftquellen genannt – die Umbauten der Häuser, die auf das neue Straßenniveau reagieren, entstammen einheitlich dem Jahrzehnt zwischen 1170 und 1180 – und zwar an der Herrenstraße und Salzstraße ebenso wie am Markt und an der Turmstraße, also im gesamten Stadtgebiet.

Wie alt die Trinkwasserleitung ist, die zumindest seit dem frühen 14. Jahrhundert die zahlreichen Brunnen der Stadt mit Quellwasser versorgte, ist noch nicht bekannt[77]; der älteste Leitungsplan zeigt den Ausbauzustand im Jahr 1535. Im Vergleich mit anderen südwestdeutschen Städten ist ein Bau der verzweigten Druckwasserleitung spätestens im 13. Jahrhundert erfolgt[78].

Markt, Stadtmauer, Straßen und Wasserversorgung bilden die Hauptelemente einer städtischen Infrastruktur – in Freiburg entstammen sie nicht einer stringenten Planung, sondern mehreren »Ausbaustufen«. Marita Blattmann hatte in ihrer 1991 erschienenen Publikation der Stadtrechte noch zurückhaltend gefolgert, daß die im Marktrecht festgelegte Verwendung eines Drittels vom erbenlosen Nachlaß »ad edificationem loci«, auf eine Stadtmauer zu beziehen sei, wenn die Freiburger Mauer nicht jünger wäre[79] – die archäologische Frühdatierung der Stadtmauer war zur Zeit der Drucklegung gerade noch nicht erarbeitet. Insgesamt ist die Freiburger Infrastruktur, so darf der Archäologe aus den mehrfachen, unübersehbaren Eingriffen in private Rechte erschließen, ein Projekt der Herrschaft, nicht der Kommune – auch hier ergeben sich neue Fragen an die Historiker.

Kleinräumig und in ihrer Kontinuität bedroht – archäologische Forschungsprojekte in der Stadt

Sachlich und methodisch steht archäologische Forschung in der Stadt, wie jetzt schon deutlich sein sollte, vor einem charakteristischen Problem: Sie arbeitet zwar

76 Zu Bern: Vom Lenbrunnen und anderen »nützlichen Wassern«, in: Schulpraxis. Zeitschr. d. Bernischen Lehrerinnen- und Lehrervereins 88 (1998), Heft 4, bes. S. 24.
77 Matthias UNTERMANN, »So vil wassers, alse wir bedurfen«. Brunnen und Wasserleitungen, in: HAUMANN/SCHADEK (wie Anm. 8), S. 496–500.
78 Basel: K. HUBER, Die Basler Waserversorgung von den Anfängen bis heute, in: Basler Zeitschr. f. Gesch. u. Altertumskd. 54 (1955), S. 63–122, hier: S. 75–80; Münster im Breisgau: Matthias UNTERMANN, André BECHTOLD, Die Stadtwüstung Münster im Breisgau, in: Denkmalpflege in Baden-Württ. 26 (1997), S. 73–82, hier: S. 78.
79 BLATTMANN (wie Anm. 23), S. 74, Anm. 196, 335.

sehr intensiv, zugleich aber überaus mosaikartig. Gegraben wird auf Parzellen, die gerade von Umbauten betroffen sind – oft in bestehenden Baustrukturen, was große technische Probleme bereiten kann –, und häufig müssen noch stehende, historische Gebäude in die Untersuchungen einbezogen werden. Selbst in jahrzehntelang archäologisch intensiv erforschten Städten wie Basel, Duisburg oder Lübeck ist die im Boden verborgenene Frühgeschichte allenfalls auf wenigen Prozent der Stadtfläche untersucht. Wenn man jedem Grabungprojekt gerecht werden will – und jede Parzelle hat, wie jede Stadt, ihre eigene Geschichte –, müssen die Schwerpunkte im weiten Feld grundsätzlicher Fragestellungen ständig neu gesetzt werden. Dieser vorhersehbar sprunghafte und mosaikartige Charakter archäologischer Arbeit erschwert sowohl die Formulierung von Fragestellungen wie von Ergebnissen – zumal dann, wenn eine Stadt nicht über Jahre hinweg kontinuierlich archäologisch betreut werden kann. Gerade die kursorische Betreuung von Städten durch ein Landesamt, wie es zum Beispiel in Baden-Württemberg üblich ist, erbringt nur dann relevante Ergebnisse, wenn die zuständigen Wissenschaftler Schwerpunkte bilden (Heidelberg, Esslingen, Freiburg) – und dies bedeutet zugleich, daß man in der Mehrzahl der Städte einer Region auf archäologische Forschung ganz verzichtet.

Projekte wie Lübeck, Duisburg und Konstanz haben gezeigt, daß die intensive archäologische Betreuung einer Stadt (mit Großgrabungen, Beobachtungen von Leitungsgräben und kleineren Baustellen) überregional bedeutende Ergebnisse hervorbringt[80]. Die enge Anbindung an kommunale Gremien, DFG-Sonderforschungsbereiche und einzelne Personen – das zeigen diese Orte ebenso deutlich – führte jeweils zu einer begrenzten Blütezeit der Projekte. Die unvollendete, zeit- und personalintensive Auswertung der dokumentierten Befunde ist an vielen Orten gefährdet, wenn nicht schon gescheitert[81]. Dies kann, denke ich, keine »innere

80 Lübecker Schriften z. Archäologie und Kulturgesch. 1 ff., Bonn 1983 ff.; Günter KRAUSE, Stadtarchäologie in Duisburg 1980–1990, Duisburg 1992 (= Duisburger Forschungen 38); DERS., Archäologische und naturwissenschaftliche Untersuchungen im Bereich der Duisburger Altstadt, in: Germania 72 (1994), 2, S. 529–579. Zu den Konstanzer Befunden fehlen laufende und abschließende Befundpublikationen; vgl. die Vorberichte in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1984, Stuttgart 1985, S. 240–250; EBD. 1985, Stuttgart 1986, S. 228–235; EBD. 1986, Stuttgart 1987, S. 253–267; EBD. 1987, Stuttgart 1988, S. 243–247 und 355–367; EBD. 1988, Stuttgart 1989, S. 276–284; EBD. 1989, Stuttgart 1990, S. 303–312; EBD. 1990, Stuttgart 1991, S. 236–243; EBD. 1991, Stuttgart 1992, S. 265–272; EBD. 1992, Stuttgart 1993, S. 320–335; EBD. 1993, Stuttgart 1994, S. 271–273 und 285- 293; EBD. 1994, Stuttgart 1995, S. 303–311; EBD. 1995, Stuttgart 1996, S. 241–255 und 272–274; EBD. 1996, Stuttgart 1997, S. 223–240; vgl. für die bis 1992 erarbeiteten Ergebnisse besonders auch: Stadtluft (wie Anm. 13), passim. Maßstäbe setzt die kontinuierliche Befundvorlage der Basler Stadtarchäologie: Jahresbericht der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt, in: Basler Zeitschr. f. Gesch. u. Altertumskd. 65 (1965) bis 87 (1987), seitdem monographisch: Basel 1990 ff.; Materialhefte z. Archäologie in Basel 1 ff., Basel 1985 ff.

81 Günter KRAUSE, Vergangenheit ohne Zukunft, Duisburg 1998; die populäre und (scheinbar) wissenschaftliche Elemente verbindende Vorlage einer ausgedehnten Stadtgrabung durch das neue »Institut für Denkmalpflege« zeigt den – im Rheinland offenbar unwidersprochen bleibenden – Verlust jeder fachlichen Qualität: Anne LEY, Zwischen Beekstraße und Steinscher Gasse, Duisburg 1996 (= Archäologie u. Denkmalpflege in Duisburg 2).

Angelegenheit« der betroffenen Kommunen und Ämter sein. Mittelalterarchäologie und Stadtgeschichtsforschung müssen sich bald entscheiden, ob sie mit ungesicherten Teilergebnissen und provisorischen Vorberichten leben wollen. Der nicht zu Unrecht prophezeiten »archäologischen Wüste« durch innerstädtische Großbauten droht jetzt der Verlust bereits aufwendig geborgener und hochbedeutender Geschichtszeugnisse zu folgen, obwohl sie bereits von archäologischen Institutionen archiviert wurden.

Archäologische Fundmassen – zwischen musealer Präsentation und wirtschaftsgeschichtlicher Auswertung

In Konstanz wurde in den Jahren 1984 bis 1989 ein Teil des sogenannten Salmansweiler Hofs untersucht[82]. Es handelt sich um den Konstanzer Stadthof des Zisterzienserklosters Salem, der südöstlich des Münsterhügels am Ufer des Bodensees entstand. Umfangreiche historische Studien zu diesem Stadthof erfuhren durch die Ausgrabungen wichtige topographische und chronologische Ergänzungen und Korrekturen. Helmut Maurer und Judith Oexle konnten an diesem Beispiel zeigen, daß eine noch so sensible Ausdeutung von Schriftquellen keine zuverlässigen Schlüsse auf Bauabfolgen und topographische Verhältnisse ermöglicht[83].

Eher zufällig wurde bei diesen Grabungen eine mächtige Abfallhalde angeschnitten: Im Spätmittelalter hatte man nämlich im Uferbereich südlich der 1271/72 gebauten Hofmauer Gewerbe- und Haushaltsabfälle aller Art abgekippt. Die Ausgräber haben die bis zu fünf Meter mächtigen Abfallschichten zunächst als Auffüllung zur Erweiterung des Stadtareals in den See hinaus angesprochen[84]. Weitere Grabungen machten allerdings deutlich, daß die Uferzone des Bodensees wiederholt durch Molenbauten strukturiert worden ist, in deren Kontext die seit dem 13. Jahrhundert weit hinausgeschobenen Steinbauten des Salmansweiler Hofs, des Heilig-Geist-Spitals und schließlich des Kaufhauses (»Konzil«) gehören. Man war sich damals durchaus bewußt, daß ein solider Baugrund – und sei es nur für Höfe oder Straßen – über der weichen Seekreide nur mit hohem technischen Aufwand zu erreichen war (Kiesschüttungen auf einem Reisigteppich)[85]. Daneben gab es an manchen Uferbereichen, die später mit privaten Häusern überbaut wurden, umfangreiche Ablagerungen von Haus- und Gewerbemüll. Obwohl das Kaufhaus bereits 1388 weit in den See ausgriff und eine Mauer »im See« schon 1255 existierte[86], endete die Ablagerung der Abfallhalde am Salemer Pfleghof erstaunlicherweise erst im frühen 16. Jahrhundert.

82 Vorberichte von Judith Oexle u. a.; s. oben, Anm. 80.
83 Oexle/Maurer (wie Anm. 18).
84 Judith Oexle, Archäologische Untersuchungen am Konstanzer Fischmarkt, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württ. 1984, Stuttgart 1985, S. 244–250, hier: S. 247.
85 Judith Oexle, Stadtkerngrabungen in Konstanz, in: ebd. 1986, Stuttgart 1987, S. 253–267, hier: S. 253–258.
86 Maurer (wie Anm. 18).

Die meist zerbrochenen, im feuchten Milieu sonst aber hervorragend erhaltenen Objekte aus diesen Abfallschichten bildeten damals den größten und vielgestaltigsten bis dahin in Baden-Württemberg geborgenen Fundkomplex des Mittelalters – es handelt sich zum Beispiel um weit mehr als 17 000 Lederfragmente, davon fast 4000 bestimmbare Reste von Schuhen, fast 4500 bestimmbare Fragmente von Holzgegenständen, 12 000 Scherben von Glasgefäßen, 80 000 Keramikscherben und ungezählte Handwerksabfälle. Ein solcher Fundkomplex ist für Stadtgrabungen typisch, wenn auch nicht unbedingt in dieser Menge. Welchen wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn haben die vor zehn Jahren geborgenen Konstanzer Funde für Historiker und Mittelalterarchäologen gebracht?

In Dissertationen oder anderen Forschungsprojekten bearbeitet sind Keramik, Holzobjekte, Knochenwürfel, Metallobjekte und Lederfunde[87]; Studien zum Glas und zu den Abfällen der Knopf- und Perlenproduktion sind noch nicht abgeschlossen[88]. Bei der Durchsicht der monographischen Publikationen drängt sich – überspitzt formuliert – primär ein Eindruck auf: Im spätmittelalterlichen Konstanz gab es alle jene Elemente zeitgenössischer städtischer Kleidung und Haushaltsausstattung, die aus archäologischen Funden in nordeuropäischen Städten bereits bekannt sind, wo Feuchtbodenerhaltung viel üblicher ist[89]. Erkennbar scheint eine europäische Koine in Tracht und Hausinventar. Regional geprägt sind demgegenüber die Keramik und, soweit bekannt, das Glas: Dort wiederum fügen sich die Konstanzer Funde hervorragend in ein südwestdeutsch-nordschweizerisches Spektrum ein; manche zuvor kaum bekannte Formen sind nun besser belegt – eine solche Verdichtung von Nachweisen ist bei der riesigen Fundmenge kaum überraschend.

Auflistungen und Fundverteilungskarten für spätmittelalterliche Objekte scheinen heute allzu oft nur einer Kartierung von Orten mit intensiver archäologischer Grabungstätigkeit und guten Erhaltungsbedingungen zu entsprechen. Zweifellos wird jeweils ein deutliches Stadt-Land-Gefälle im Lebensstandard faßbar – das ist zunächst einleuchtend, aber bei genauer Betrachtung nicht wirklich bestätigt, weil

87 Marina JUNKES, Die spätmittelalterliche Geschirrkeramik der Grabung Konstanz/Fischmarkt, Diss. Kiel 1991, ms.; MÜLLER, Holzfunde (wie Anm. 10); Marianne ERATH, Studien zum mittelalterlichen Knochenschnitzerhandwerk. Die Entwicklung eines spezialisierten Handwerks in Konstanz, Diss. Freiburg 1996, ms.; Monica ALCEMADE, Zur Auswertung der spätmittelalterlichen Metallfunde aus Konstanz. Methode und Stand der Bearbeitung, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württ. 1989, Stuttgart 1990, S. 310–312; SCHNACK, Lederfunde (wie Anm. 10).

88 Vorberichte: Andrea SOFFNER, Die Nuppenbecherfragmente des 13. und 14. Jahrhunderts vom Fischmarkt in Konstanz, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württ. 1987, Stuttgart 1988, S. 356–359; DIES., Zu den Neufunden von Trinkgläsern des 13. Jahrhunderts aus einer Abfallgrube in Konstanz, Katzgasse 9, in: EBD. 1988, Stuttgart 1990, S. 281–284; T[homas] A. SPITZERS, Late Medieval Bone-Bead Production: Socio-economic Aspects on the Basis of Material from Constance, Germany, in: Guy de BOE, Frans VERHAEGHE (Hg.), Material Culture in Medieval Europa, Papers of the ›Medieval Europe Brugge 1997‹ Conference 7, Zellik 1997, S. 147–154.

89 Als Wegweiser kann dienen: GLÄSER (wie Anm. 2), mit Literaturangaben.

entsprechend intensive archäologische Forschungen und vergleichbare Feuchtbodenerhaltung in Dorfsiedlungen weithin fehlen – nicht nur in Südwestdeutschland[90]. Es scheint noch einiges an gezielter Arbeit zu brauchen, bis wir sagen können, welche Objekte wir *nicht* überall finden.

Aber was lehrt uns die Konstanzer Abfallhalde noch? Um weiterführende Aussagen zur spätmittelalterlichen Stadtwirtschaft formulieren zu können, fehlen der Mittelalterarchäologie, so scheint es, immer noch hilfswissenschaftliche wie methodische Voraussetzungen[91]: Die Handelswege der meisten Objekte sind noch nicht geklärt; ganz problematisch bleiben überdies die Möglichkeiten einer Zuordnung der Funde zu einzelnen Haushalten oder Gewerbebetrieben – sogar wenn Fundkomplexe aus einer einzigen Latrinengrube stammen. Die Entwicklung von Methoden, die quellenkritisch tragfähige und zugleich relevante Aussagen zu städtischem Abfall erlauben würden, steht noch ganz am Anfang.

Die Mittelalterarchäologie ging in den früheren Jahren vornehmlich zwei Wege: Oft versuchte man in traditioneller Weise, ähnlich einer kunsthistorischen Stilgeschichte, eine formale »Entwicklung« der Objekte zu erschließen – nicht mehr mit wenigen, klar beschreibbaren Objekten, sondern mit einer Vielzahl von Gegenständen, die scheinbar kleinste Entwicklungsschritte erkennen lassen. Da steht – oft uneingestanden – die Vorstellung dahinter, daß man mit solcher Typenbildung zu ähnlich feinen Chronologien gelangen kann, wie sie die Klassische Archäologie für Skulpturen oder Vasenmalerei oder die Frühgeschichte für merowingische Grabbeigaben aufgestellt hat. Erhebliche methodische Bedenken gegen dieses Vorgehen werden allzu oft zurückgestellt.

Ein zweiter, auch von Historikern gern gewählter Weg war die intensive Konfrontation ergrabener Objekte mit bildlichen Darstellungen und Quellen des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit[92]. Damit kann man einerseits diese Darstellungen »bestätigen«, andererseits eine Datierung und Funktionsansprache der Funde gewinnen. Das führt freilich allzu leicht zu Zirkelschlüssen sowie zu entweder problematischen oder banalen Aussagen über den Realitätsgrad der Darstellungen und über soziale Konnotationen der Objekte[93]. Die historische und volkskundli-

90 Entsprechende Befunde aus dem französischen Alpenraum: Michel COLARDELLE, Les habitats du Lac de Paladru (Isère) dans leur environnement, Paris 1993 (= Documents d'archéologie française 40).

91 Vgl. z. B. die Sektion »Sachkulturforschung und Archäologie der materiellen Kultur« des Tübinger Kolloquiums »Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit in Mitteleuropa«, 3.–5. November 1995 (Tagungsbericht und Referate in: Mitt. d. Arbeitsgemeinschaft f. Archäologie des Mittelalters u. d. Neuzeit 8, 1997, S. 23–58) sowie die Beiträge in: BOE/VERHAEGHE (wie Anm. 88).

92 Z. B. Uwe GROSS, Bilder und Sachen, in: Codex Manesse, Heidelberg 1988, S. 68–112.

93 Mamoun FANSA (Hg.), Realienforschung und Historische Quellen, Oldenburg 1996 (= Archäologische Mitt. aus Nordwestdt., Beiheft 15). Gerade archäologische Ausstellungen stellen den »Alltags«-Charakter ihrer Funde oft schlagwortartig in den Vordergrund und überspielen damit die quellenkritischen Probleme; vgl. die oben, Anm. 3 und 15, zitierten Titel.

che Alltagsforschung ist bekanntlich bei der Arbeit mit archäologischen »Realien« inzwischen an Grenzen gelangt, deren Überwindung nach neuen methodischen Ansätzen verlangt.

Gerade in Konstanz wurden wichtige neue Wege gefunden: Bedeutsam sind detaillierte Beobachtungen zur Herstellungstechnik, zur Auswahl des Rohmaterials, zu den Herstellungsschritten und zum Umgang mit fehlerhaften Stücken. Für solche Aussagen ist eine sehr große Zahl untersuchter Objekte unerläßlich, wie sie in Konstanz mit Holz- oder Knochenfunden vorliegen.

Die Drechsler zum Beispiel haben, nach Beobachtungen von Ulrich Müller[94], in Konstanz fast zu gleichen Teilen Buchen- und Ahornholz verwendet, während ihre Kollegen im dänischen Svendborg vornehmlich Erle, im sächsischen Freiberg vornehmlich Ahorn benutzt haben. Spiegelt sich hier ein unterschiedlicher Ausbildungsstand der Handwerker oder lediglich eine unterschiedliche Versorgung mit Rohmaterial entsprechend der naturräumlichen Einbindung der Städte? Bei den Böttchern werden unterschiedliche Handwerkstechniken schon zwischen Konstanz und Freiburg faßbar: Daubenbecher erhalten ihren unteren Bindungsring meist genau in Höhe des inneren Bodenbrettchens. In Freiburg ist die Bindung allerdings häufig nach unten verschoben, in Konstanz hingegen nach oben. Die allzu pauschal publizierten Daten erlauben freilich keine Aussage, ob es sich wiederum um unterschiedliche Arbeitsweisen handelt oder um Differenzen, die auf technischem Fortschritt beruhen oder von unterschiedlichen Gefäßformen bedingt waren. Grundlage der Auswertung müßte auch hier die Stratigraphie der Grabung sein.

Bemerkenswerte Aufschlüsse erlauben auch die bearbeiteten Tierknochen. Konstanzer Würfel-, Knopf- und Perlenproduzenten haben Schlachtabfälle der Metzger verarbeitet. Thomas Spitzers konnte überzeugend zeigen[95], daß an der Weiterverwertung dieser Abfälle wichtige Strukturwandlungen der Stadtwirtschaft faßbar werden: Anfangs wird das Rohmaterial ziemlich planlos, aber intensiv ausgenutzt; man verwendet sogar quer gesägte Knochenscheiben. Später setzen sich vereinheitlichte, schematische Verfahren durch, die zwar viele Knochenteile ungenutzt lassen, aber eine Arbeitsteilung ermöglichen: Hier werden nur noch gerade Knochenteile verwertet. Eine spätmittelalterliche Wirtschaftskrise zeichnet sich dann in einer wieder intensiveren Ausnutzung der Rohmaterialien ab.

Deutlich schwerer zu interpretieren sind die weggeworfenen, halb oder ganz fertiggestellten Würfel, die Marianne Erath bearbeitet hat[96]: Verweist ihre in der Zeitabfolge stark schwankende Anzahl auf einen Wechsel der Herstellungstechnik, bei der man durch raschere Arbeit Zeit sparte, aber mehr Ausschuß produzierte? Werden hier steigende oder sinkende Qualitätsansprüche des Publikums faßbar?

94 Müller (wie Anm. 10), S. 33–96.
95 Spitzers (wie Anm. 88).
96 Erath (wie Anm. 87); Dies., Gute und gezinkte Würfel. Die Entwicklung eines spezialisierten Handwerks in Konstanz, in: Ralph Röber (Hg.), Von Schmieden, Würflern und Schreinern. Städtisches Handwerk im Mittelalter, Almanach 4, Stuttgart 1999, S. 88–99.

Oder zeichnen sich im Abfall die Absatzprobleme der Produzenten aufgrund obrigkeitlicher Verfügungen ab?

Erst durch solche archäologischen Untersuchungen entstehen tragfähige Grundlagen für wirtschafts- und sozialgeschichtliche Forschungen.

Volle Magazine – ausgeräumte Stadtquartiere: Das Dilemma der Mittelalterarchäologie

Fundmengen wie in Konstanz stellten die Mittelalterarchäologie in Denkmalämtern und Universitäten vor früher ungeahnte Probleme. Inzwischen sind solche Massenfunde keineswegs mehr selten. Dies gilt auch für südwestdeutsche Städte, besonders aber für die Städte im deutschen Osten, wo seit einigen Jahren größte innerstädtische Flächen im Vorlauf zu Neubauprojekten westdeutscher Investoren archäologisch entsorgt werden müssen.

Archäologie in der Stadt sieht sich inzwischen in einem mehrfachen Dilemma. Aus feinstratigraphischen Parzellenuntersuchungen wie zum Beispiel in Freiburg stammen jeweils nur relativ geringe, meist klein zerbrochene Fundmengen, die leicht überschaubar sind und deshalb scheinbar klare Aussagen erlauben. Auf sehr großen Grabungen werden (bei gleichbleibenden Ansprüchen) Dimensionen erreicht, bei denen die traditionellen Methoden, Funde einzeln zu beschriften, zu zeichnen und zu beschreiben, an logistische und finanzielle Grenzen stoßen. Nur auf den ersten Blick anders verhält es sich mit den beliebten Latrinenfunden: Sie bieten große Mengen attraktiver Fundstücke, die sich für Ausstellungen eignen und deshalb oft eine rasche, antiquarische Bearbeitung finden – auch solche Objekte sind in ihrem Fundkontext nur mit hohem Aufwand auszuwerten[97].

Die Erschließung von neuen Wegen in die Massenfunde ist inzwischen unausweichlich. Die ausgrabenden Denkmalämter gelangen meist schon mit Inventarisation und fachgerechter Konservierung der Objekte an ihre personellen und finanziellen Grenzen; der bisherige Ausweg wissenschaftlicher Bearbeitung heißt: Viele junge Archäologen bearbeiten viele Funde. Daraus entstehen, im glücklichsten Fall, viele Magisterarbeiten und Dissertationen mit Daten- und Zeichnungsmengen, die kaum jemand noch drucken kann. Nur der kleinste Teil dieser Studien widmet sich technologischen Fragen, die meisten verbleiben in klassisch-formalistischen Wegen. Wächst in den Fundmagazinen und in universitären Examensarbeiten eine Lawine von Objekten und Daten mit weithin austauschbarem Inhalt?

Die Materialfülle der Stadtgrabungen trifft noch nicht auf überzeugende Konzepte für die Publikation und Interpretation solcher Fundmassen. Für die archäologische Denkmalpflege mag man sich fragen, an wievielen Orten Objekte wie Nuppengläser, Holzbecher oder Lederschuhe in Zukunft noch ausgegraben werden

97 Vor dem großen Brand (wie Anm. 4); vgl. Pia KAMBER, Die Latrinen auf dem Areal des Augustinerklosters, Basel 1995 (= Materialhefte z. Archäologie in Basel 10).

müssen, bevor wirklich neue Fragen an solche Funde gestellt werden. Museale Bedürfnisse scheinen gelegentlich schon den wissenschaftlichen Anspruch der Mittelalterarchäologie zu überspielen.

Im Gegensatz zu den Archiven, die eine Datenflut von zeitnahem Material in den Griff bekommen müssen, können die Archäologen ihre Fundmengen bis ins Hochmittelalter zurück noch fast beliebig erweitern. Zunehmend wichtiger wird nicht die Frage: »Wieviele Funde hebe ich auf?«, sondern: »Was grabe ich aus?«

Gefährdet, arbeitsaufwendig zu ergraben und museal deutlich schwerer zu vermarkten sind nämlich die historischen Strukturen selbst. Auch bei sorgfältiger, fachgerechter Freilegung sind sie nur einmal lesbar und können überdies viel schwerer vor nachfolgender Zerstörung bewahrt werden. Der Wissenschaftsbetrieb trägt diese Zerstörung unwidersprochen mit: An der Stelle des Heidelberger Augustinergartens befindet sich jetzt das Tiefmagazin der Universitätsbibliothek; das 1990–1992 ausgegrabene Esslinger Karmeliterkloster ist einem Neubau der Fachhochschule zum Opfer gefallen[98].

Münster – eine für die Landesgeschichte »wiederentdeckte« Stadt

Das Thema »Stadt und Archäologie« läßt sich nicht ohne weiteres von »Archäologie in einem Dorf« trennen: Deutlich macht dies der wichtige »Neufund« einer Stadt in unserer Region. Es handelt sich um die 1995 wiederentdeckte Stadtwüstung Münster im Breisgau, die 20 Kilometer südlich von Freiburg im sogenannten Münstertal liegt[99]. Diese längst zerstörte Stadt Münster war sozusagen ein Phantom. Obwohl nicht wenige Urkunden erhalten und publiziert sind, hatte man trotz intensiver landes- und bergbaugeschichtlicher Forschungen die Existenz dieser ehemaligen Bergbaustadt mehr oder weniger übersehen[100]; nicht einmal die Lokalisierung des Stadtareals innerhalb des Münstertals war ausreichend sicher bekannt.

Stadtwüstungen gehören zu den besonders attraktiven Objekten archäologischer Forschung, da dort normalerweise Strukturen im Boden erhalten blieben, die in lebendigen Städten dem kontinuierlichen Baubetrieb zum Opfer gefallen sind[101]. Im Münstertal sollten auf einer großen grünen Wiese in der Flur »Münster« zwei Häuser gebaut werden. Das Unternehmen des Denkmalamtes, dort zeitaufwendig

98 CAROLL-SPILLECKE (wie Anm. 10); Hartmut SCHÄFER, Das Karmeliterkloster in der Obertorvorstadt in Esslingen, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württ. 1991, Stuttgart 1992, S. 250–257; DERS., Befunde »Auf dem Kies«, Grabungen südlich des Karmeliterklosters in Esslingen, in: EBD. 1992, Stuttgart 1993, 339–343.

99 Die Auswertung der Grabungsbefunde wurde 1998 abgeschlossen. Vgl. zum folgenden vorläufig: UNTERMANN/BECHTOLD (wie Anm. 78).

100 Eine positive Ausnahme bildeten die bergbaugeschichtlichen Publikationen von Albrecht Schlageter.

101 Hans Georg STEPHAN, Stadtwüstungen in Mitteleuropa, Ein erster Überblick, in: Guy de BOE, Frans VERHAEGHE (Hg.), Urbanism in Medieval Europe, Papers of the ›Medieval Europe Brugge 1997‹ Conference 1, Zellik 1997, S. 329–360.

und von Hand die Grasnarbe abzunehmen und nach älteren Resten Ausschau zu halten, war durchaus nicht unumstritten. Zutage kam eine bis dahin unbekannte Wasserburg, die sich in den Oberflächenstrukturen nicht abgezeichnet hatte und die zuvor weder auf Luftbildern noch mit geophysikalischen Methoden zu erkennen war. Es handelt sich um einen Steinturm des frühen 13. Jahrhunderts, der sich durch seine Baugestalt und durch seine gehobene Ausstattung als Teil einer Adelsburg ansprechen ließ; zumindest auf zwei Seiten war er von einem Wassergraben umgeben. Im 14. Jahrhundert hatte man den Turm durch Feuersetzen zum Einsturz gebracht.

Die Befunde im Umkreis haben rasch gezeigt, daß diese Burganlage in einen städtischen Kontext gehört: sie steht unmittelbar hinter einer Stadtmauer, die quer durch das Tal verläuft; vermutlich handelt es sich um den Sitz des Stadtherrn. Die Zerstörung der Burg war durchaus nicht gleichbedeutend mit dem Ende der Stadt: Die Besiedlung außerhalb des Burgareals ging deutlich über das 14. Jahrhundert hinaus, der Lebensstandard erlebte im späten 15. und frühen 16. Jahrhundert eine zweite Blüte. Die Existenz der Stadt endete, archäologisch gesprochen, erst um die Wende des 16. zum 17. Jahrhundert – wie wir inzwischen wissen, mit dem Dreißigjährigen Krieg, als Kloster und Stadt im Jahr 1632 gleichermaßen in Flammen aufgingen.

Auch die archäologische Erforschung der Stadt Münster ist überaus mosaikhaft. Von circa zehn Hektar Stadtfläche sind in den letzten zwei Jahren sechs Prozent ergraben worden, das sind immerhin dreizehn Prozent der noch nicht überbauten Flächen.

Zwei typische archäologische Eigenheiten wüstgefallener, von der Oberfläche weitgehend verschwundener Städte wurden auch im Münstertal deutlich: Die Befunde liegen ganz dicht unter der heutigen Oberfläche und sind bis in jüngste Zeit kaum gestört, außerdem sind Elemente mittelalterlicher Infrastruktur erhalten geblieben, die in lebendigen Städten kaum jemals faßbar werden: Hier eine Straße des 13. Jahrhunderts, in deren Unterbau eine frühe Trinkwasserleitung verlegt war, die zu einem Laufbrunnen führte, von dem das überschüssige Wasser wiederum durch einen Abwasserkanal abgeleitet wurde – für die frühe Geschichte der Wasserversorgung ist dies höchst bedeutsam. In den Kontext des spätmittelalterlichen Bergbaus gehört der Abfall eines spätmittelalterlichen Probierlabors, das mit der Ermittlung des Edelmetallgehalts von Erzen und Legierungen beauftragt war – ein höchst bemerkenswerter Fundkomplex.

Bei der Stadt Münster hat sich das traditionelle Verhältnis zwischen Stadtgeschichtsforschung und Archäologie umgekehrt. Erst die Grabungsergebnisse gaben Anlaß, sich von landeshistorischer Seite grundlegend mit der Geschichte der Stadt zu beschäftigen. Anfänglich befanden sich deshalb archäologische und historische Fragestellungen im Gleichklang – zu klären waren Identifikation und Zuordnung der Burg, die Datierung ihrer Zerstörung, ja sogar die Eckdaten der Stadtgeschichte, nämlich Gründungszeit und Ende. Die historischen Fragen haben, wie kaum anders zu erwarten, inzwischen weit darüber hinaus geführt, vornehmlich in

das lange und wechselvolle Verhältnis der Habsburger zum Breisgau[102]. Und auch in der laufenden archäologischen Auswertung öffnen sich neue Aspekte – gerade durch bemerkenswerte Differenzen des Fundmaterials gegenüber Freiburger Komplexen. Darauf wird an anderer Stelle einzugehen sein.

Schutz archäologischer Resourcen und Qualitätssicherung bei Ausgrabungen – eine gemeinsame Verantwortung von Archäologen und Historikern

Der grundlegende sachliche wie methodische Fortschritt, den archäologische Stadtforschung in den letzten fünfzehn Jahren gemacht hat, ist, so hoffe ich, in den vorausgegangenen Beispielen deutlich geworden. Es ist heute nicht mehr umstritten, daß es nicht genügt, einerseits die Stadtkirche als »Fokus der städtischen Entwicklung« sorgfältig auszugraben, andererseits die Stadtmauerzüge zu beobachten. Der notwendige Ausgriff in die anonymen Parzellen hat den Blick geweitet, zugleich aber für die archäologische Forschung neue, bis heute letztlich nicht beherrschbare Probleme geschaffen. Es handelt sich dabei nur zum Teil um fachimmanente Probleme – die meisten gehen gerade auch die mit Schriftquellen arbeitende Stadtgeschichtsforschung sehr viel an, da sie zugleich Gesprächspartner der Archäologen wie Nutznießer ihrer Ergebnisse ist.

Der erste Grundsatz bleibt: Denkmalschutz kommt vor Ausgrabung – auch und gerade wenn damit ein Verzicht auf wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn verbunden ist. Häufig findet diese Tatsache weder in der Öffentlichkeit noch – und dies ist besonders bedauerlich – bei den historischen Fachkollegen in Universitäten und Archiven die wünschenswerte Akzeptanz. Man hat immer wieder einen, wie ich glaube, scheinbaren Gegensatz zwischen Denkmalschutz auf der einen und archäologischer Forschung auf der anderen Seite konstruiert.

Es gibt jedoch mehrere Gründe, die denkmalpflegerische Position nachdrücklich zu unterstützen. Der erste wurde schon oft formuliert und klang bereits an: Ausgraben heißt zugleich zerstören. Ausgegraben und untersucht werden deshalb Objekte, die ohnehin von tiefgreifender, endgültiger Zerstörung bedroht sind – kein einziger der vorgestellten Grabungsplätze läßt sich, wie man es von antiken Städten gewohnt ist, heute noch besichtigen: Die dort errichteten Neubauten sind längst bezogen. Zum zweiten ist eine Ausgrabung, zumindest im gesamten deutschen Raum, wegen der regelmäßig stark begrenzten Finanzmittel nirgendwo in der wissenschaftlich wünschenswerten Genauigkeit und Präzision möglich. Es ist eine Illusion anzunehmen, man könnte archäologische Fragestellungen für forschungsorientierte Großgrabungen in städtischen Arealen gültig und angemessen vorformulieren und dann die praktischen Arbeiten und die nachfolgende Auswertung entsprechend strukturieren. Die eingefahrenen Strukturen der wissenschaftlichen Ausbildung verhindern ebenso wie Personalpolitik und Kameralistik des öffentlichen

102 André BECHTOLD, Civitas monasterii sancti Trudperti, Untersuchungen zur mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Geschichte der Bergstadt Münster i. B., Diss. Freiburg 1999, Ms.

Dienstes archäologische Arbeit nach dem heutigen Stand der Technik und der Methoden; die Vergabe von Ausgrabungen an gewinnorientierte »Grabungsfirmen« würde methodische Kontrolle, Auswertung und Publikation noch deutlich erschweren. Kein Archiv würde zugunsten eines kurzfristigen, partiellen Wissenszuwachses wichtige Quellen unwiederbringlich beschädigen oder gar vernichten lassen – man würde versuchen, die Antworten auf anderem Wege oder an anderer Stelle zu finden. Daraus folgt: Ein wichtiges Objekt sollte man heute gerade im Interesse der historischen Wissenschaften nicht ausgraben, sondern im Boden belassen – wenn man es dort unbeschädigt für künftige Forschung bewahren kann.

Der Verzicht auf eine Grabung bedeutet für die Denkmalämter nicht den Rückzug aus archäologischer Forschung, sondern die Möglichkeit, freigewordene Mittel für ein anderes, andernfalls ganz unbeobachtet der Zerstörung anheimfallendes Objekt einzusetzen – auch wenn dort Ausgrabung und Auswertung nicht in der bestmöglichen Weise stattfinden können. Alle oben angesprochenen Beispiele waren unvermeidbare Grabungen mit jeweils eingeschränkten Untersuchungsmöglichkeiten und Fragestellungen. Die zweifellos wichtigen, neuen Aussagen mußten mit Verzicht auf andere Ergebnisfelder erkauft werden.

Unter solchen Prämissen ist es unverzichtbar, daß die ausgrabenden Archäologen sich selbst und der Fachöffentlichkeit Rechenschaft ablegen über den Gültigkeitsbereich ihrer Ergebnisse und ihrer Aussagen. Auch die Universitäten scheinen berufen zu zeigen, wie trotz unvermeidlicher Unschärfen, trotz Meßgrenzen und statistischer Fehler »richtige« Aussagen und tragfähige Hypothesen zu erzielen sind – eine Aufgabe, der sich die Naturwissenschaften ständig stellen müssen. Ebensowenig wie dort bedeutet für die Archäologie das Wissen um die Grenzen der Beweisbarkeit natürlich nicht den Verzicht auf die höchste, jeweils sinnvolle und erreichbare Präzision, und es erfordert zugleich die Entwicklung und Diskussion klarer Fragestellungen sowie anerkannter Grabungs- und Dokumentationsmethoden. All dieses ist erst in zweiter Linie eine Frage der finanziellen Ausstattung, wird aber zunehmend von einem unerwünschten Strukturwandel bedroht, der engagierte Ausbildung, berufliche Perspektiven und fachliche Motivation gleichermaßen gefährdet.

Hohe Standards für Ausgrabung, Dokumentation und Publikation mittelalterarchäologischer Objekte sind in Deutschland nicht in allen Bundesländern die Regel, wie in Baden-Württemberg. Allerdings können die Mittelalterarchäologen dieses Landes, davon war schon die Rede, ihren eigenen Standards oft nicht gerecht werden – insgesamt blickt man neidvoll nach Skandinavien, Großbritannien, in die Benelux-Länder oder in die Schweiz. Der deutschen, aber auch der baden-württembergischen Mittelalterarchäologie fehlen, so scheint es mir gelegentlich, Partner in den historischen Forschungsinstituten und an den Universitäten, die diese Qualität regelmäßig und nachdrücklich einfordern.

Von einem Bereich war bislang nicht die Rede: von der Öffentlichkeit. Die Stadtgeschichtsforschung kennt das Problem, daß nur wenige Themen, Daten und Namen emotional so besetzt sind, daß sie von allein auf breites Interesse stoßen. Die Archäologie sieht sich da oft im Vorteil – sie findet kostbare Objekte und legt Struk-

turen frei, deren Existenz sich der Laie kaum vorstellen konnte. Dies verleitet dazu – die Beispiele dafür sind Legion – archäologische Funde in politischen Gremien, vor der Presse oder vor den interessierten Bürgern als Sensationen zu »verkaufen« – obwohl es sich bei genauem Hinsehen oft um allgemeine Phänomene handelt. Das Dilemma erscheint unlösbar: Jede Stadt, ja sogar jedes Quartier hat das Recht auf seine eigene, unverwechselbare Geschichte mit seinen eigenen Höhepunkten – Archäologie ist aber eine viel zu aufwendige und personalintensive Methode, um solche Ansprüche in vollem Umfang einzulösen. Andererseits gibt es, auch dies wird zunehmend deutlich, gerade im städtischen Bereich keine zuverlässige Methode, den wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn an einer einzelnen, anonymen Parzelle auch nur einigermaßen zuverlässig abschätzen zu können – gerade die wichtigen Befunde sind kaum jemals vorhersehbar gewesen. Die Pfade archäologischer Forschung bleiben auch in Zukunft eng, verzweigt und gewunden.

In den Städten, einem Siedlungstyp, in dem bekanntlich die Dichte der Historiker am größten ist, bedarf die Archäologie sowohl auf ihrem denkmalschützenden wie auf ihrem ausgrabenden Weg kontinuierlicher, kritischer Akzeptanz und Unterstützung durch die anderen historischen Disziplinen.